

## Werk

**Titel:** A. Einzelne Mittheilungen zu Goethes Leben und Werken

**Ort:** Frankfurt a. M.

**Jahr:** 1886

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463\\_0007|log28](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0007|log28)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)



## I. MISCELLEN.

### A. Einzelne Mittheilungen zu Goethes Leben und Werken.

1. *Das Gedicht Imenau.* Als G. v. Loeper den zweiten Theil seiner Ausgabe Goethescher Gedichte (Berlin 1883 Hempel) zum Drucke vorbereitete, war das Original dieses Gedichtes noch nicht aufgefunden. Leider musste auch ich auf eine an das Grossherzogliche Haus-Archiv gerichtete Anfrage bestätigen, dass das für den Herzog bestimmte Exemplar sich nicht erhalten habe, und so konnte G. v. Loeper, dem damals wie uns allen die Hülfe des Goetheschen Archivs noch fern stand, nur auf dem von Goethe besorgten Abdruck fassen, der das Gedicht zum ersten Male 1815 in seine Gesamtausgabe aufnahm. Bestätigt es sich, dass Goethe, wie Äusserungen von Pauline Gotter vermuthen lassen (v. Loeper's Gedichte II, 307), das herzogliche Exemplar vor 1814 zur Veröffentlichung zurückempfing, so können ihn mehrfache Gründe zur Wiedererlangung dieses Exemplars bestimmt haben. Entweder besass er überhaupt keine Abschrift, was indess ziemlich unwahrscheinlich ist, oder er wünschte das herzogliche Exemplar mit dem Seinen zu vergleichen, da es ja oft vorkam, dass er kleine Änderungen bei der Abschrift beliebte.

Vor einiger Zeit traf ich im Privatbesitz eine Originalhandschrift des Gedichtes an. Sie besteht aus 3 halben Bogen in Quart, enthält 7 beschriebene und eine unbeschriebene und zwar die letzte Seite. Ich glaube aus dem Äussern der Handschrift schliessen zu dürfen, dass mir das *Goethesche* Exemplar, nicht das herzogliche vorliegt. Denn es ist doch anzunehmen, dass Goethe die 3 halben Bogen dem Herzoge mindestens in geheftetem Zustande übergeben musste. Das vorliegende Exemplar war aber nie geheftet und noch weniger lässt sich annehmen, dass Goethe die Blätter mit einer einfachen Nähnadel zusammenstach, um das Gedicht in dieser Weise zu überreichen. Auch spricht gegen die Qualität des

herzoglichen Exemplars, dass sowohl er sich Änderungen mit Bleistift erlaubte und noch dazu einem dritten als Redacteur (Riemer?) Correcturen mit rother Tinte gestattete. Dieses Alles stützt meine Vermuthung, dass mir das Original des *Goetheschen* Exemplars vorliegt, und diese wird sich als richtig bestätigen, wenn, wie es auch nach eingezogenen Erkundigungen der Fall ist, in dem Goethe-Archiv die Handschrift des Gedichtes fehlt.

Diese Originalhandschrift ist in mehr als einer Hinsicht höchst interessant. Ich habe sie daher durch genauen Abdruck des ursprünglichen Textes wiedergeben lassen und in den Anmerkungen angedeutet, welcher Art von Redaction das Gedicht unterstellt wurde, ehe es 1815 zum Abdruck gelangte. Alles was nicht als direct von Goethe herrührend bezeichnet ist, stammt von der Hand des Correctors, der sich der rothen Tinte bediente, und dessen Correcturen von Goethe in der Hauptsache acceptirt wurden, ohne dass er sich jedoch auf die vom Corrector vorgeschlagenen Correcturen, wenigstens nicht bezüglich der Interpunction in allen Fällen einliess. Sicher ist aber, dass das Gedicht vor dem ersten Abdruck die Wandlungen erfuhr, welche nunmehr kenntlich gemacht worden sind.

Am interessantesten ist, dass das Original zwei Verse, und zwar 77—78, mehr als der Abdruck enthält. Dass Goethe beide für den Druck strich, darf nicht wunder nehmen; denn er wird die Verse schliesslich als das, was sie sind, als eine *kleine Invective* angesehen haben. Nunmehr wird man sich von Neuem veranlasst sehen müssen, die geschilderten Persönlichkeiten in anderer als der bisherigen Weise zu bestimmen (cf. Loeper II, 308). — Von grösster Bedeutung sind ferner die Lesarten V. 121 »Und schuldig und beglückt«, V. 182 »freyre«, die einen prägnanteren und wesentlich andern Sinn geben, als die in unsere Drucke aufgenommenen.

- Anmutig Thal, du immergrüner Hain  
 Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beste,  
 Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste  
 Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein  
 5. Erquickt von euren Höhn am Tag der Lieb und Lust  
 Mit frischer Luft und Balsam meine Brust.  
 Wie kehrt ich oft mit wechselndem Geschiecke  
 Erhabner Berg an deinen Fus zurticke  
 O laß mich heut an deinen sachten Höhn  
 10. Ein jugendlich ein neues Eden sehn,  
 Ich hab es wohl auch mit um euch verdienet  
 Ich Sorge still indeff ihr ruhig grünet.

6. Brust! 7. Geschiecke, 8. Berg, zurticke! 10. jugendlich sehn!  
 11. verdienet;

- Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt  
So manch Geschöpf in Erde-Fesseln hält.
15. Der Landmann leichtem Sand den Saamen anvertraut  
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,  
Der Knappe karges Brod in Klüfften sucht,  
Der Köhler zittert wenn der Jäger flucht,  
Verütht euch mir wie ihr es oft gethan
20. Als fing ich heut ein neues Leben an.
- Ihr seyd mir hold ihr gönnt mir diese Träume  
Sie schmeicheln mir und locken alte Reime,  
Mir wieder selbst von allen Menschen fern  
Wie bad ich mich in euren Düften gern!
25. Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder,  
Melodisch eilt der Wasserfall hernieder  
Die Wolcke sinckt, der Nebel druckt ins Thal  
Und es ist Nacht und Dämmerung auf einmal.  
Im finstern Wald beym Liebesblick der Sterne
30. Wo ist mein Pfad den sorglos ich verlor?  
Welch seltne Stimmen hör ich in der Ferne,  
Sie schallen wechselnd an dem Fels empor  
Ich eile sacht zu sehn was es bedeutet  
Wie von des Hirsches Ruf der Jäger still geleitet.
35. Wo bin ich ists ein Zaubermährchen Land  
Welch nächtliches Gelag am Fus der Felsenwand  
Bey kleinen Hütten dicht mit Reis bedeckt  
Seh ich sie froh ans Feuer hingestreckt  
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichten Saal
40. Am niedern Heerde kocht ein rohes Mahl  
Sie scherzen laut, indessen bald geleert  
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehrt.
- Sagt wem vergleich ich diese muntre Schaar  
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
45. Wie ist an ihr doch alles wunderbar!  
Soll ich sie grüßen soll ich vor ihr fliehen  
Ist es der Jäger wildes Geister Heer?  
Sinds Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?  
Ich seh im Busch der kleinen Feuer mehr
50. Es schaudert mich ich wage kaum zu bleiben

14. hält, 18. flucht; (Mit 18 schliesst die 1. Seite des Textes.) 19. gethan,  
21. hold, 22. Reime. 23. selbst, fern, 25. wieder aus nieder von Goethe  
doch mit andrer Tinte corrigirt. 27. drückt 29. Wald, Sterne, 31 Ferne?  
32. empor: 33 bedeutet, 35. ich? Zaubermärchen-Land? 36 Felsen-  
wand? 37. bedeckt, 38. hingestreckt: (Mit 38 schliesst der Text der  
zweiten Seite.) 39. Saal, 40. Mahl; 41. laut, 43. Schaar? 46. grüßen?  
fliehen? 47. Geisterheer 48. Gnomen, 49. mehr, 50. mich,



- Ists der Egyptier verdächtger Aufenthalt  
Ist es ein flüchtger Fürst wie im Ardenner Wald  
Soll ich verirrt hier in den geschlungnen Gründen,  
Die Geister Shäckespears gar verkörpert finden?
55. Ja der Gedanke führt mich eben recht  
Sie sind es selbst wo nicht ein gleich Geschlecht  
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten  
Und durch die Rohheit fühl ich edle Sitten.  
Wie nennt ihr ihn? Wer ists der dort gebückt
60. Nachlässig starck die breiten Schultern drückt?  
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme  
Die marckige Gestalt aus altem Heldenstamme,  
Er saugt begierig am geliebten Rohr  
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
65. Gutmütig trocken weis er Freud und Lachen  
Im ganzen Zirckel laut zu machen,  
Wenn er mit ernstlichem Gesicht  
Barbarisch bunt in fremder Mundart spricht.
- Wer ist der andre der sich nieder
70. An einen Sturz des alten Baumes lehnt,  
Und seine langen fein gestalten Glieder  
Eckstatisch faul nach allen Seiten dehnt  
Und ohne daß die Zecher auf ihn hören  
Mit Geistes Flug sich in die Höhe schwingt
75. Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären  
Ein monotones Lied mit groser Inbrunst singt.  
etc. etc.
- Indess ein Alter äuffre Weisheit zeigt  
Bedächtig lächelt und bescheiden schweigt  
Doch scheint allen etwas zu gebrechen
80. Ich höre sie auf einmal leife sprechen,  
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen  
Der dort am Ende wo das Thal sich schließt  
In einer Hütte leicht gezimmert  
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert
85. Vom Wasserfall umrauscht des milden Schlafs geniest.  
Mich treibt das Herz nach iener Klufft zu wandern  
Ich schleiche still und scheid von den andern.
- Sey mir gegrüst der hier in später Nacht  
Gedanckenvoll an dieser Schwelle wacht.

51. Aufenthalt? 52. Wald? 54. Shackspears 55. Ja, recht:  
56. selbst, Geschlecht! Mit 58 schliesst der Text der dritten Seite.  
69. andre, 71. Glieder, 72. faul, dehnt, 76. singt? 78. Damit schliesst  
der Text der vierten Seite. 89. wacht!

90. Was sitzest du entfernt von ienen Freuden  
 Du scheinst mir auf was wichtiges bedacht.  
 Was ists daß du in Sinnen dich verlierest  
 Und nicht einmal dein kleines Feuer schtrest.
- »O frage nicht denn ich bin nicht bereit
95. Des Fremden Neugier leicht zu stillen,  
 Sogar verbitt ich deinen guten Willen  
 Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.  
 Ich bin dir nicht im Stande selbst zu sagen  
 Woher ich sey wer mich hierher gesandt
100. Von fernen Zonen bin ich herverschlagen  
 Und durch die Freundschaft festgebannt.
- Wer kennt sich selbst? wer weis was er vermag?  
 Hat nie der Mutige Verweegnes unternommen  
 Und was du thust sagt erst der andre Tag
105. War es zum Schaden oder Frommen.  
 Lies nicht Prometheus selbst die reine Himmels Glut  
 Auf frischen Thon vergötternd niederfliesen  
 Und konnt er mehr als irrdisch Blut  
 Durch die belebten Adern giefen?
110. Ich brachte Feuer vom Altar <sup>Wunder</sup>  
 Was ich entzündet ist nicht reine Flamme  
 Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr  
 Ich schwancke nicht indem ich mich verdamme.  
 Und wenn ich unklug Muth und Freyheit sang
115. Und Redlichkeit und Freyheit sonder Zwang,  
 Stolz auf sich selbst, und herzliches Behagen  
 Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.  
 Doch ach ein Gott versagte mir die Kunst  
 Die arme Kunst mich künstlich zu betragen.
120. Nun sitz ich hier zugleich erhoben und gedrückt  
 Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt.  
 Doch rede sacht denn unter diesem Dach  
 Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach  
 Ein edles Herz vom Weege der Natur
125. Durch enges Schicksaal abgeleitet  
 Das ahnungsvoll nun auf der rechten Spur  
 Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet

90. jenen Freuden? 94. nicht, 95. stillen; Mit 95 schliesst der Text der fünften Seite. 96. Willen, 99. sey, gesandt; 100. her verschlagen 103. unternommen? 104. thust, 107. niederfliesen, 110. *reines* setzte *Goethe* mit Bleistift hinzu. Altar, 112 Gefahr, Mit 113 schliesst der Text der sechsten Seite. 117. Gunst; 118. Kunst; 119. Kunst, 122. sacht, 124. Herz, 125. Schicksal abgeleitet, 126. Das, ahnungsvoll, Spur, 127 streitet,

- Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenckt  
Mit Müh und Schweis erst zu erringen denckt
130. Kein liebevolles Wort kan seinen Geist enthüllen  
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.  
Wer kann der Raupe die am Zweige kriecht  
Von ihrem künftgen Futter sprechen?  
Und wer der Puppe, die im Boden liegt
135. Die zarte Schaale helfen durchzubrechen?  
Es kommt die Zeit sie drängt sich selber los  
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schoos

- Gewiß ihm geben auch die Jahre  
Die rechte Richtung seiner Krafft
140. Noch ist bey tiefer Neigung ftr das Wahre  
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.  
Der Fürwitz lockt ihn in die Weite  
Kein Fels ist ihm zu schroff kein Steeg zu schmal  
Der Unfall lauert an der Seite
145. Und stürzt ihn in den Arm der Quaal.  
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung  
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus  
Und von unmutiger Bewegung  
Ruht er unmutig wieder aus
150. Und düster wild an heitren Tagen  
Unbändig ohne froh zu sein,  
Schläft er an Seel und Leib verwundet und zerschlagen  
Auf einem harten Lager ein  
Indessen ich hier still und athmend kaum
155. Die Augen zu den freyen Sternen kehre  
Und halb erwacht und halb im schweeren Traum  
Mich kaum des schweeren Traums erwehre «

— — —  
Verschwinde Traum!

- — —  
Und o wie danck ich euch
160. Dass ihr mich heut auf einen Pfad gestellet  
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich  
Zum schönsten Tage sich erhellet

---

Mit 131 schliesst der Text der siebenten Seite. 132. Raupe, kriecht, 134. Puppe, liegt, 136. Zeit, los, 137. Schoos. 142. Vorwiz Weite, 143. Schmal, 147. hinaus, 149. aus; Mit 151 schliesst der Text der achten Seite. 152. er, zerschlagen, 153. ein: 155. kehre, 156. Und, Traum, 159. Nachdem der Revisor des Textes »mit wem?« den Vers begleitet hatte, corrigirte Goethe mit Bleistift »Wie danck ich *Musen* euch

Die Wolcke flieht der Nebel fällt  
 Die Schatten sind hinweg ihr Götter Preis und Wonne  
 165. Es leuchtet eine wahre Sonne  
 Es lebt mir eine schönre Welt.  
 Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen  
 Ein neues Leben ists, es ist schon lang begonnen.

Ich sehe hier, wie man nach langer Reife  
 170. Im Vaterland sich wiederkennt,  
 Ein ruhig Volck in stillem Fleife  
 Benutzen was Natur an Gaben ihm gegönnt.  
 Der Faden eilet von dem Rocken  
 Des Webers raschem Stuhle zu,  
 175. Und Seil und Kübel wird in längerer Ruh  
 Nicht am verbrochnen Schachte stocken.  
 Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück  
 Es folgt Gedeihn und festes irdsches Glück.

So mög o Fürst der Winckel deines Landes  
 180. Ein Vorbild deiner Tage seyn!  
 Du kennest lang die Pflichten deines Standes  
 Und schränckest nach und nach die freyre Seele ein.  
 Der kann sich manchen Wunsch gewähren  
 Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt  
 185. Allein wer andre wohl zu leiten strebt  
 Muß fähig seyn viel zu entbehren.

So wandle du, der Lohn ist nicht gering,  
 Nicht schwanckend hin wie iener Sämann ging  
 Daß bald ein Korn des Zufalls leichtes Spiel  
 190. Hier auf den Weeg, dort zwischen Dornen fiel  
 Nein streue klug wie reich mit männlich steeter Hand  
 Den Seegen aus auf ein geackert Land,  
 Dann laß es ruhn die Erndte wird erscheinen  
 Und dich beglücken und die Deinen.

Mittheilung von C. A. H. BURKHARDT.

163. flieht, 164. hinweg. Ihr Götter, Wonne! Ursprünglich stand Freude da, was Goethe durch Rasur, die nicht ganz geglückt ist, in Wonne umänderte. 165. Goethe corrigirte mit Bleistift »mir die« (anstatt eine) Sonne, Mit 166 endet der Text der neunten Seite. 168. Goethe corrigirte mit Blei einen ' an »lang« 172. Goethes Bleistiftcorrectur: Benützend ist in den Ausgaben nie zur Geltung gekommen. 182. Bei v. Loeper und in den Ausgaben *freie* 191. reich, 193. ruhn.

2. *Agenda 1828*. In der Sammlung des Herrn C. Meinert in Dessau befindet sich ein halber gebrochener Foliobogen, auf dessen beiden Columnen Goethe eigenhändig verschiedene Namen und Sachen aufgeschrieben hat. Die Notizen sind theils mit rother, theils mit schwarzer Tinte, meist deutsch, wenig lateinisch geschrieben. Alles, mit alleiniger Ausnahme des Namens Carlyle auf der zweiten Columne und der Überschriften zu beiden Columnen, ist, nachdem der betreffende Gegenstand erledigt war, mit Bleistift, schwarzer oder rother Tinte ausgestrichen. Die Überschrift der ersten Columne lautet: »Dritte Lieferung«. Dann folgen die Namen »Pr. Riemer (der Name der zweiten Zeile ist nicht zu entziffern), Götting, Sternberg, Serenissima vid.« (d. h. die verwittwete Grossherzogin). — Bei diesen Namen ist je eine 1 zugeschrieben. — Dann »Mit Martius. Neg. des Sexualsystems. Sondure. Sternberg. Stieler. Rungenhagen. Doris Zelter. Cons. Küstner. Banq. Elkan. Nöggerath. Neureuther, Eichstädt. Zelter. — Einzuladen: Maj. Germos. Schwabe Cons. R. Steiner«. — Dann folgt nach einer Lücke »Oolithentafel. Neureuther Absendung. Stempel Bibl. Loders Briefe. Fortsetzungen Bibl. Fr. Gross. Dank Gimann(?) Gemälde Anfrage. Folge der Würtemberg. Schichten«. — Die zweite Columne hat die Überschrift: »Agenda. Dienstag d 9 Sept. 28. Dornburg, Abschluss«. Die einzelnen Notata lauten: »Gr. Sternberg. Cornelius. Arabesquen. Carlyle. Schwabe. Walter Dresd. Med. Botanika S. das Schema. — Egloffstein Monum. Inschr. — Müller Carlsruh. Weller Jena. Einzelheten zu sortiren. Feder Szymanowska. Freyberg Anfrage. Mylius. Graf Brühl. Nemesis. Tpeplitz (sic). Paris (?) Gräfin Busenadel. Reichel. Catalog Biographisches. v. Müffling. Gr. Sant. Eichstädt. Steiner. Paris Medaillen. Berlin Med. Besond. Rechnung. Arnold Medaille. Sand Büchlein. Zeichnung Fischer. Titel zu den *Reise* Jahren (über »Reise« ist W geschrieben, aber wieder ausgestrichen) v. Cotta. Paulus«. — (Für das Ganze vgl. Goethe in Dornburg, Goethe - Jahrbuch II, S. 316—373; der Brief an Reichel oben S. 193.)

LUDWIG GEIGER.

### 3. *Goethe-Reliquien*.

a. In der freiherrlichen von Maulerschen Bibliothek in Schloss Ober-Herrlingen (O.-A. Blaubeuren) befindet sich eine sehr grosse und merkwürdige Autographen-Sammlung, in welcher sich auch Autographen von Goethe befinden. Das erste ist ein Stammbuchblatt, 190 mm breit und 125 mm hoch. Oben befindet sich ein farbiges Bildchen: auf der linken Seite ist das Bild der Isis, das verschleiert war, das aber von einem davor sich befindlichen Genius zur Hälfte

aufgedeckt erscheint; auf der rechten Seite befindet sich eine freundliche Landschaft. Unter diesem Bild stehen von Goethes eigener Hand die Verse geschrieben: »Suche nicht« (Hempel III, 168) mit der Unterschrift: Weimar d. 30. Merz 1826. J. W. von Goethe.

Auf einem andern Blatt mit lateinischen Buchstaben der Vers: »Großen Fluß« (Hempel III, 172) ohne Varianten und ohne Unterschrift. In derselben Sammlung ist noch folgende meteorologische Notiz von Goethes Hand, welche heisst: d. 15 März 1824. / Bar. 27,6 im Steig / schön. Oft. Wind. Die Wolken / gelind Westwärts treibend / und oben auflösend.

Ausserdem befinden sich in dieser Sammlung zwei weitere Autographen Goethes, welche mit Bleistift geschrieben sind. Das eine auf zwei Quartseiten, enthält Gedichte mit Prosa, ist aber so verwischt, dass man keinen Zusammenhang finden kann. Das andere ist auf einer Octavseite mit Bleistift geschrieben, ebenfalls verwischt, nur folgendes ist zu lesen: »Dieses Gedicht begleite / feinen verschlungenen Lor- / beer u Mytenkranz (sic) / zum Sybol (sic) eines / in Liebe und Dichtung / wetteiferndes Paares«. / L. F. OFTERDINGER.

b. *Oper Circe.*

*Circe*

*Oper in Einem Aufzuge.*

<i>Circe</i>	<i>Mad Weyrauch</i>
<i>Lindora</i>	<i>Mlle Maticzeck</i>
<i>Brunow</i>	<i>Hr. Gatto</i>
<i>Der Graf ein Franzose</i>	<i>Hr. Benda</i>
<i>Der Baron ein Deutscher</i>	<i>— Weyrauch</i>

d. 25. O. 1794.

*Goethe*

Ein Blatt in 4°. In meinem Besitz. Das Ganze ist von Goethe eigenhändig geschrieben; von anderer Hand ist hinzugefügt: praest. den 25. Octbr 94 V.

Ob die Oper »Circe« wirklich aufgeführt wurde, konnte ich nicht ermitteln, ebensowenig, welche Circe gemeint sein mag. Es gibt mehrere Opern dieses Namens: Von Albertini, 1785 in Hamburg aufgeführt, von Gazzaniga, 1786 in Venedig, von Winter, 1788 in München, von Paër, 1791 in Venedig; die älteren von Desmarests und Pollarolo, welche noch dem 17. Jahrhundert angehören, werden kaum in Betracht kommen, ebensowenig die von Keiser, welche 1734 in Hamburg gegeben wurde. — Bei Pasqué kommen zwar sämmtliche, in dem obigen Schriftstück genannte Künstler vor, aber unter den angeführten Stücken des Weimarer Repertoires befindet sich keine Circe.

Das von Goethe sehr geschätzte Künstlerpaar Weyrauch war 1793 am Weimarer Theater thätig, wurde Ostern 1794 entlassen, in demselben Jahre jedoch durch Goethe von Neuem engagirt. In einem undatirten Brief an Weyrauch, den Strehlke II, 384, in den September 1794 setzt, schreibt Goethe: »Ich mache wegen einiger einzustudirenden Opern sogleich meine Einrichtungen auf Ihre Ankunft, welche mit Michael um so leichter erfolgen kann« etc.

ALBERT COHN.

*c. E. Schuchardt 1828<sup>1</sup>.* Mein am 2. December 1885 zu Gotha verstorbenen Vater, der Justizrath Dr. Ernst Schuchardt, machte am 5. September 1828, als neunzehnjähriger Student, in Gemeinschaft des Dr. Weller (mit dessen Familie die unsrige befreundet war), dem damals in Dornburg weilenden Goethe von Jena aus einen Besuch. Er hat mir oft davon erzählt. Nun finde ich unter seinen hinterlassenen Papieren den Schluss eines Berichtes über jenen Besuch, welcher unmittelbar nachher aufgesetzt worden war. Derselbe lautet:

»Jetzt wurde das Essen aufgetragen und indem uns der Wein vorgesetzt wurde (Goethe trank Würzburger, wir bekamen rothen), fing Goethe an, von einem Buche zu sprechen, das ein Engländer über die Geschichte der Weine geschrieben habe und das ihn sehr interessire. Er klagte dann, dass man fast vergässe, ihn mit Wein zu versehen, und am letzten Sonnabend blos 5 Flaschen aus Weimar geschickt habe. Während er dann selbst einen Salat zubereitete, versicherte er, einen neuen Salat erfunden zu haben aus eingemachten Gurken. Überhaupt schien er in diesen Fächern ziemlich bewandert zu sein, sprach Mehreres vom Essen und ass selbst mit ziemlichem Appetite. Als Artischocken aufgetragen wurden, mochte er wohl bemerken, dass ich über die Behandlungsweise derselben verlegen war, und belehrte mich, wie sie zu essen seien. Wie er erzählte, hatten ihm seine Verwandten diese Artischocken aus Frankfurt geschickt und ihm dadurch eine sehr grosse Freude gemacht. Wir sprachen dann Mehreres über die Türkenkriege, über Gotha u. s. w. Gegen das Ende des Mahles schien er vom Schlafe überwältigt zu werden, denn er legte die Hände zusammen als bete er, senkte den Kopf und schwieg einige Zeit; doch fuhr er hernach im Gespräche fort. Nach Tische wurde uns Caffee gereicht; doch trank Goethe keinen. Wir begleiteten ihn dann in den Garten und verabschiedeten uns von ihm. Dies war gegen 5 Uhr.

<sup>1</sup> [Der nachfolgende Bericht hätte unter den »Mittheilungen von Zeitgenossen« einen Platz finden sollen; da er aber erst nach Drucklegung jenes Abschnittes in meine Hände gelangte, so musste er an diese Stelle verwiesen werden. L. G.]

Die übrige Zeit verwendeten wir damit, dass wir uns in dem kleinen Schlösschen umsahen. Goethe hatte darin auch eine grosse Stube eingenommen. Die Bücher, mit denen er sich daselbst beschäftigte, waren fast alle botanischen Inhalts und seine Kenntniss in diesem Fache hatte er auch schon durch einige Bemerkungen bei Tische gezeigt. Dies vermehrte meine Bewunderung gegen diesen grossen Mann, der selbst im Alter, nachdem er so vieles in seinem Leben durchgemacht, nicht ermattet, und in den verschiedensten Fächern noch zu arbeiten nicht ablässt. Seine Papiere waren alle in Ordnung, seine Briefe geheftet und auf einem Zettel angegeben unter agenda, was er zu besorgen habe, und auf der anderen Seite unter acta das, was er schon davon besorgt und abgefertigt. Auch sein Tagebuch, welches er schon seit vielen Jahren hält, sahen wir. Jetzt diktirt er allabendlich seinem Schreiber, was er eingetragen haben will. Die letzten Bogen, die während seines Aufenthalts in Dornburg geschrieben waren, waren meist voll unbedeutender Kleinigkeiten, und mit Angaben der Besuche und dgl. ausgefüllt, da dieses abgeschiedene Leben daselbst nichts Reichhaltigeres darbieten konnte. Als wir uns dies Alles besehen, und nun wieder wegfahren wollten, schickte Goethe noch durch seinen Bedienten einige Artischocken und Blumen für die Gemahlin des Dr. Weller nach, und weggehend sah ich noch einmal bewundernd auf den Greis, der in den verdeckten Gängen des Gartens auf und ab ging.

Was sein Äusseres betrifft, so geht er noch aufrecht und ehrgebietend einher. Obgleich sein Scheitel gebleicht ist, so hatte er dennoch das Ansehen eines 60jährigen Mannes, während er jetzt im 80. Jahre seines Lebens steht. Während Tische ward sein Auge einmal sogar bei einer etwas bedeutenderen Rede voll jugendlichen Feuers. Er war schwarz angezogen und hatte einen Hut auf; er lässt selbst in seinem eingezogenen Leben in Dornburg nicht von dieser Kleidung ab, die ihm lästig zu sein schien. Ich hatte ihn nachlässig angezogen, sein Alter pflegend, und sich um den Anstand der Welt wenig kümmernd, erwartet. Dies die Beschreibung von dem, was ich in ein paar unvergesslichen Stunden, um die mich nach Jahren vielleicht Mancher beneiden wird, hörte und sah. — Einige Vorurtheile, die ich gegen diesen Mann früher hegte, waren durch diesen Besuch in mir gänzlich gehoben worden, meine Bewunderung gegen ihn war gestiegen, und mit zehnmal wärmerem Antheil als ich es vorher gethan haben würde, las ich, als ich nach Jena zurückgekehrt war, sogleich Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben und Werthers Leiden, welches gerade zu jener Zeit auch noch aus andern Rücksichten mir zusprach.

HUGO SCHUCHARDT.



4. *Zu Faust.*  
 a. *Faust-Studien.*

## I.

Meyer von Waldeck hat vor kurzem (Schnorrs Archiv 13. 233) die Frage: »welches Faustbuch hat Goethe gekannt und benutzt?« aufgeworfen und hat darauf geantwortet: »das Pfitzersche«. Die Gründe, die er a. a. O. angibt, scheinen mir nicht beweisend, die Sache selbst aber richtig zu sein.

Wie schon Creizenach (Vers. einer Gesch. d. Volksschausp. vom Dr. Faust VII) richtig bemerkt, kann die Entscheidung nur zwischen P. und M. (nach Meyer von Waldecks Bezeichnung) schwanken, denn S. und W. waren schwer zugänglich, V. aber ist von M. abgeleitet und bietet wohl keine Abweichung. Von diesen beiden hat von vorne herein M., als mehr im Umlauf befindlich, die grössere Wahrscheinlichkeit für sich; wenn ich mich dennoch für P. entscheide, so geschieht es aus folgendem Grunde:

In der Anmerkung zum 2. Kapitel des 1. Theils von P. wird im Hinblick auf Fausts wollüstiges Leben folgende Geschichte von einem Studenten Apion erzählt: Apion liebt Amee, gewinnt sie und ihre Magd Caride durch Geschenke, während die Mutter, im Hauswesen beschäftigt, nichts merkt. Amee wird schwanger, Apion verlässt sie, die durch Caride vom Selbstmorde zurückgehalten wird. Sie gebiert eine Tochter, ermordet sie. Nach zwei Jahren wird des Kindes Leichnam gefunden, Amee und die kupplerische Magd zum Tode verurtheilt, die Mutter der Stadt verwiesen, »weil sie irer Tochter nicht besser gehütet«.

Diese Geschichte stimmt so genau mit der Gretchentragödie, dass wir in ihr wohl die eigentliche Quelle derselben zu erblicken haben, wenn auch Ausgang von der Stelle von der »schönen doch armen Dirne« (II. Theil, 21. Kapitel) nicht in Abrede gestellt sein soll. Denn wenn wir noch den Namen Gretchen, die Einführung des Schwesterchens (man denkt an Lotte) Goethes eigenen Erlebnissen zuschreiben, die Figur des Valentin aber seinem Bedürfnisse schematischen Aufbaues (Valentin : Gretchen : Faust : Mephisto = Götz : Marie : Weisslingen : Adelheid = Beaumarchais : Marie : Clavigo : Carlos), so haben wir ja unsere Gretchentragödie fertig.

Erst nach diesem würde ich Gewicht legen auf die Übereinstimmungen mit der Scene in Auerbachs Keller (II. Theil Kapitel 11, Anm. vgl. Keller S. 728; I. Theil 37. Kapitel), da Goethen diese Züge auch anders woher bekannt geworden sein könnten; in Verbindung mit obigem gewinnen sie aber an Bedeutung.

## II.

»La differenza [tra il mondo e l'universo] è molto divulgata fuor de la scuola peripatetica. Gli stoici fanno diffe-

renza tra il mondo e l'universo; per che il mondo è tutto quello ch'è pieno e consta di corpo solido; l'universo è non solamente il mondo, ma oltre il vacuo, inane, e spazio estra di quello: e però dicono il mondo essere finito ma l'universo infinito. Epicuro similmente il tutto et universo chiama una mescolgia di corpi et inane; et in questo dice consistere la natura del mondo, il quale è infinito, e nella capacità de l'inane e vacuo; et oltre ne la moltitudine di corpi, che sono in quello. Noi non diciamo vacuo alcuno, come quello che sia semplicemente nulla; ma secondo quella ragione, con la quale ciò che non è corpo, che resista sensibilmente, tutto suole esser chiamato, se ha dimensione, vacuo: atteso che comunemente non apprendono l'esser corpo, se non con la proprietà di resistenza; onde dicono, che, si come non è carne quello che non è vulnerabile, così non è corpo quello che non resiste. In questo modo diciamo esser un infinito, cioè una eterea regione immensa, ne la quale sono innumerevoli et infiniti corpi, come la terra, la luna et il sole, li quali da noi son chiamati mondi composti di pieno e vacuo: per che questo spirito, quest'aria, questo etere non solamente è circa questi corpi, ma ancora penetra dentro tutti, e viene insito in ogni cosa.

Diese Stelle aus dem zweiten Dialoge von Giordano Brunos<sup>1</sup> Abhandlung »de l'infinito universo e mondi« scheint mir wichtig zu sein für die Erfassung des Unterschiedes zwischen Makrokosmos und Erdgeist im ersten Faustmonologe. Ersterer entspricht dem, was sich der Philosoph unter »universo« denkt, das zugleich pieno und vacuo ist, welches vacuo aber das pieno durchdringt, »questo spirito, quest'aria, questo etere — penetra dentro tutti e viene insito in ogni cosa«, vergl. »Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen — vom Himmel durch die Erde dringen«. Es ist unendlich wie der Makrokosmos (»Unendliche Natur«), und wie jenem »il mondo« steht diesem nicht, wie zu erwarten, der Mikrokosmos, sondern der Erdgeist gegenüber, den ja auch Goethe (vergl. die Scene »Wald und Höhle«) als mehr fasst denn als bloßen irdischen Elementargeist.

Ein directes Zeugniß dafür, dass Goethe den Bruno gelesen habe, haben wir allerdings nicht. Doch vergleiche die Stelle in den Ephemeriden Heilbr. Neudr. 14, 3, in der der Wunsch, sich baldmöglichst mehr mit diesem Autor zu beschäftigen, verborgen zu sein scheint (»ce passage meriteroit une explication et une recherche plus philosophiques que le disc. de Mr. Bayle«). Weiters Loeper 236: »Die Wenigen die was davon erkannt etc.«. Ewiger Jude 93: »Es waren,

<sup>1</sup> [Über Goethe und Bruno vgl. oben S. 241 ff. L. G.]

die den Vater auch gekannt«. 94: »Wo sind sie denn! Eh man hat sie verbrannt«. (Gedichte ed. Loeper II, 107; vergl. D. Jacoby, Arch. f. Litt.-Gesch. X, 487.)

Das ganze Allegat mag Manchem als überflüssig erscheinen, der sich mit dem bloß quantitativen Unterschied zwischen Makrokosmos, d. i. Welt, und Erdgeist, d. i. Erde im eigentlichen Sinn, begnügen will. Aber ich weiss nicht, wie er dann auskommt mit dem nicht bloß quantitativ verschiedenen Eindruck, den beide Zeichen auf Faust machen, mit jenem: »Der du mein Herz kennest und meine Seele« der Scene »Trüber Tag, Feld«, das ihn auch als Beherrscher des Geistigen, mit Loeper 2867: »Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich«, das ihn als Gott einer besonderen Welt erscheinen lässt. Diese nur dem flüchtig Lesenden entgehenden Schwierigkeiten scheinen mir durch diese Stelle aus Bruno getilgt.

### III.

Interpolationen von Dichters eigener Hand in einem Gedichte auszuscheiden, hat immer etwas Missliches. Es scheint wie Frevel, das, was als einheitliches Ganzes vor uns steht, in seine einzelnen Entstehungsacte aufzulösen. Und dann wird es schwer sein für Jedermann überzeugende Unterschiede herauszufinden, da sich der Stil selbst entlegener Perioden desselben Autors selten so ungleich ist, dass man nicht sagen könnte, die Möglichkeit, dass derselbe auch damals so geschrieben haben könnte, sei nicht ausgeschlossen.

Dennoch möchte ich bei jenen 2 Versen der Domszene (2091. 2092 des Fragments)

»Beth'st du für deiner Mutter Seele, die  
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief?«

spätere Einschiebung (etwa bei der letzten Redaction) annehmen. Denn diese Zeilen

1. sind metrisch, als Langzeilen von den übrigen Kurzzeilen merklich unterschieden,
2. unterbrechen den Zusammenhang und stören den schönen anaphorischen Gegensatz:

»In deinem Herzen  
Welche Missethat?  
Und *unter* deinem Herzen etc.

Das »und« ist mit ihnen nicht wohl verständlich.

3. scheint mir die ganze Domszene nicht nur nicht, wie Scherer »Goethes Frühzeit« 86 annimmt, Prosa, sondern vielmehr eine wohlgegliederte Ode zu sein — wenn wir nur jene beiden ohnehin anstößigen Zeilen — sie sind auch dunkel, von der Art des Todes der Mutter erfährt man nichts; ob aus Kummer? durch den Schlaftrunk? — eliminiren:

*Strophe:*

- Böser Geist 1. Wie anders, Gretchen, war dir's,  
 2. Als du noch voll Unschuld  
 3. Hier zum Altar trat'st,  
 4. Aus dem vergriffnen Büchelchen  
 5. Gebethe lalltest  
 6. Halb Kinderspiele,  
 7. Halb Gott im Herzen.  
 1. Gretchen!

*Antistrophe:*

- B.G. 1. Grimm fasst dich!  
 2. Die Posaune tönt!  
 3. Die Gräber beben!  
 4. Und dein Herz,  
 5. Aus Aschenruh  
 6. Zu Flammenqualen  
 7. Wieder aufgeschaffen,  
 1. Bebt auf!

*Strophe:*

1. Wo steht dein Kopf?  
 2. In deinem Herzen  
 3. Welche Missethat?  
 4. Und unter deinem Herzen  
 5. Regt sich's nicht quillend schon  
 6. Und ängstet dich und sich  
 7. Mit ahnungsvoller Gegenwart?  
 Gretchen 8. Weh! Weh!  
 9. Wär' ich der Gedanken los,  
 10. Die mir herüber und hinüber gehen  
 1. Wider mich!

*Antistrophe:*

- Gr. 1. Wär ich hier weg!  
 2. Mir ist als ob die Orgel mir  
 3. Den Athem versetzte,  
 4. Gesang mein Herz  
 5. Im tiefsten löste.  
 6. Mir wird so eng!  
 7. Die Mauern-Pfeiler  
 8. Befangen mich!  
 9. Das Gewölbe  
 10. Drängt mich!  
 1. Luft!

*Epode.*

- Gr. 1. Verbirg dich! Sünd' und Schande  
 2. Bleibt nicht verborgen.  
 3. Luft? Licht?  
   1. Weh dir.  
 4. Ihr Antlitz wenden  
 5. Verklärte von dir ab.  
 6. Die Hände dir zu reichen,  
 7. Schauert's den Reinen.  
   1. Weh!

Der gleiche Bau von Strophe und Antistrophe ist unverkennbar, und wie schön entwickelt sich die Epode aus der ersten Hälfte jener! Das Metrum ist ungleichmäßig, doch findet man Ähnliches in der ungefähr gleichzeitigen Übersetzung der pindarischen Ode. (Hempel 3, 379.)

Mit der Ausscheidung dieser beiden Zeilen soll nicht das Motiv selbst als später bezeichnet werden — dagegen spricht seine Aufnahme in Wagners *Kindesmörderin* — sondern nur seine Erwähnung an dieser Stelle. An dieser Stelle wurde ja auch später noch eine weitere Zeile eingefügt (»auf deiner Schwelle wessen Blut?«), das Valentin-Motiv gehört aber wohl mit zu den ältesten. Loepers Idee von der Celebrirung eines Seelenamts (*Faust I*, LX) ist dann freilich fallen zu lassen. Der Chor wäre dem ursprünglichen Entwurfe nach nicht ausgeschrieben gewesen, sondern etwa nur mittelst scenischer Anweisung angedeutet. S. SINGER.

*b. Zu Faust.*

Ich besitze ein Quartblatt (Grösse 17 : 20.6 cm.) ziemlich starken gelblichen Konzeptpapiers mit dem Wasserzeichen »Weimar« versehen, das ursprünglich wohl als Titelblatt zu einem Manuskripte gedient hat, da es auf der Vorderseite die sauber ausgeführte Aufschrift trägt:

Zu  
 Wallensteins Lager

Bey Gelegenheit des Ausmarsches  
 der Weimarschen Freywilligen.

Auf die Rückseite dieses Blattes hat Goethe unter der Überschrift: »Phorkyas heftig eintretend« den offenbar ersten Entwurf von 16 Versen aus dem »Faust« (II. Thl. Akt III bei Hempel, 13, S. 153) mit Bleistift in lateinischen Lettern niedergeschrieben. Die vier ersten Zeilen lauten (ich lasse die Abweichungen von unserm Text gesperrt drucken):

Buchstabirt in Liebes-Fibeln  
 Tändelnd grübelt ihr am Liebeln  
 Müfsig liebelt ihr im Grübeln  
 Doch dazu ist keine Zeit.

Diese Zeilen stehen auf Rasur, und von der früheren Fassung sind noch einige Worte mehr oder minder deutlich zu erkennen. Z. 1 ist über »in« noch ein schwaches »ihr« zu lesen. Z. 2 stand an der Stelle von »Tändelnd« ursprünglich »Grübelnd«, über der Zeile erscheint noch ein »Tänd...« mit einem schrägen Strich darunter, der es an den Anfang der Zeile weist, so dass es ursprünglich »Tändelt grübelnd« gelautet zu haben scheint. Daneben, oberhalb der Zeile über »grübelt«, scheint »fort« gestanden zu haben. Unter »ihr« wird noch die Schleife eines g sichtbar. »Liebeln« ist noch einmal kräftig überzogen. — Von Z. 3 ist die ursprüngliche Gestalt nicht mehr zu erkennen, nur dass neben »Grübeln« noch ein schwaches ».rübeln« durchschimmert; kurz davor scheint ein d, etwas weiter hin ein b gestanden zu haben. — Z. 4 erscheint neben »Zeit« noch das »Zeit« der früheren Form. Darauf folgen die Verse:

Hört nur die Trompete schmettern  
 Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wetter

am linken Rande deuten die Zahlen 2, 1 die beabsichtigte Umstellung an. Die Worte »Hört nur die« stehen ebenfalls auf Rasur. Über »nur« steht noch ein deutliches »Hört«, an Stelle von »die« scheint ein »Tro...« gestanden zu haben, so dass es zuerst »Hört nur hört Trompetenschmettern« gelautet haben mag. Die folgenden 4 Verse zeigen keine Abweichungen. Vers 11 heisst es Sieger Schaar, Vers 13 Fraun-Geleit. Die nächsten zwei Zeilen stimmen zu unserem Texte. Vers 14 hat nach »Bammelt« ein nicht mehr erkennbares Wort gestanden (nur?), über der Zeile steht ein »dann«; jenes unkenntliche Wort hat Goethe mit einem kräftigen »erst«, der definitiven Lesart, überzogen. In der folgenden Zeile ist zwischen »Dieser« und »gleich« ein »schon« kräftig durchgestrichen. Die letzte Zeile endlich lautete: »Teppich, Kessel, Beil bereit«. Die beiden ersten Worte hat Goethe durchgestrichen und die jetzige Lesart »Neugeschliffnes« darunter gesetzt.

Über das ganze Blatt läuft quer ein dicker Bleistiftstrich.

A. BERGER.

c. *Faust und Satyros.*

Dass Goethes Prometheus, Faust und Satyros nicht allein das äussere Band gleichzeitigen Entstehens verknüpft, dass die

drei Dichtungen in ihren Helden sich auch geistig berühren, scheint mir schon aus des Dichters Briefe an Zelter (Karlsbad 11. Mai 1820) hervorzuleuchten, wenn er dem Freunde schreibt: »Da wir aber einmal von alten, obgleich nicht veralteten Dingen sprechen, so will ich die Frage thun: ob du den *Satyros*, wie er in meinen Werken steht, mit Aufmerksamkeit gelesen hast? Er fällt mir ein, da er eben ganz gleichzeitig mit diesem *Prometheus* in der Erinnerung vor mir aufersteht, wie du gleich *fühlen* wirst, sobald du ihn mit *Intention* betrachtest. Ich enthalte mich aller Vergleichung; nur bemerke, dass auch ein wichtiger Theil des *Faust* in diese Zeit fällt«.

Der Titanismus, die Verneinung der überweltlichen Gottheiten, ist allen dreien gemeinsam, wenn auch im *Satyros* die komische Seite dieser Stimmung in den Vordergrund gerückt ist und der Heros nach des Dichters eigener Bezeichnung ebensowohl ein Seitenstück und »Zunftgenosse« des Pater Brey, wie ein Mitkämpfer der antiken und modernen Himmelsstürmer, des Prometheus und des Faust ist. Ebenso theilen alle drei die Hingebung an die Natur, wenn auch im *Satyros*, neben der Verspottung der Aftergenialität, jene naturalistische Gemeinheit charakterisirt ist, welche die Lehren Rousseaus zur Befriedigung gieriger Sinne missbraucht und, in frecher Verherrlichung des Staubes alles Hohe und Heilige negirt.

Dass der Dichter, wie im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, wie im Pater Brey, bestimmte Personen im Auge hatte, ist kaum zu bezweifeln. Es wird auch dadurch bestätigt, dass er das von Humor überschäumende Dramolet nicht in der fröhlich-übermüthigen Jugendzeit veröffentlichte, in welcher es entstand, sondern mehr als vierzig Jahre später. Die Züge, welche er nahestehenden Personen entlehnt hatte, waren zu deutlich gerathen; er fürchtete zu verletzen, wie es ihm schon mit dem Pater Brey ergangen, und er vertagte deshalb die Herausgabe.

Selbstverständlich kommt es hier vor allem darauf an, wen Goethe unter der Hauptperson, dem vergötterten Waldteufel, verstanden hat. Wenn diese Persönlichkeit in genügender Klarheit herauszustellen wäre, würde das die Dichtung den beiden verschwisterten Werken näher oder ferner rücken. Eine Reihe von Goetheforschern (darunter v. Loeper und Frhr. v. Biedermann) will Basedow in dem Modell des *Satyros* erkennen; Scherer dagegen hat die Ansicht aufgestellt und eifrig verfochten, Herder liege der Person des Waldteufels zu Grunde. Andere Kombinationen kommen hier nicht in Betracht. Dass man Herder von den kritischen Wäldern her im Kreise der Freunde »Waldmann« und »Faun« nannte, dass

seine Braut in demselben Zirkel den Namen Psyche führte, sind Äusserlichkeiten, die nicht schwer ins Gewicht fallen. Ich will hier nicht auf die ausführlichen, von grosser Belesenheit zeugenden, Untersuchungen eingehen, mit denen beide Seiten ihre Hypothesen unterstützen. Beide führen für ihre Ansichten sehr triftige Gründe ins Feld, gegen beide lässt sich fast ebensoviel Überzeugendes einwenden. Geht man der Sache auf den Grund, so haben die gegenüberstehenden Parteien eben so viel Recht wie Unrecht. Goethe stellte in dem Satyros nicht eine einzelne *Person*, sondern eine ganze *Zeitrichtung* dar. Die mächtige Gestalt des Waldgottes hat neben dem Thierischen und Gemeinsinnlichen eine Fülle edelster Männlichkeit und Kraft; sie hat etwas Hinreissendes, Überwältigendes — mit einem Wort, sie hat ungemein viel von des jungen Dichters *eigenster Natur* und steht darum dem Faust so nahe. Dabei entlehnte sie einzelne Züge von Basedow, mehr noch von Herder, aber sie ist weder Goethe, noch Basedow, noch Herder.

Bei der Verwandtschaft des Stoffes und der Gleichzeitigkeit der Entstehung (1773, 1774) ist es nun kaum zu verwundern, dass eine Reihe von Stellen in Satyros und Faust gegenseitig anklingen; wie z. B. das ganze Zwiegespräch zwischen dem Waldgott und Psyche im dritten Akt an die schönsten Gretchen-Scenen erinnert. Manche dieser Anklänge verdichten sich zu vollkommenen Parallelstellen und können so die entsprechenden Verse des Satyros hin und wieder Licht werfen auf die Entstehungszeit der offenbar aus derselben Stimmung hervorgegangenen Stücke des Faust. Hier einige Belege:

I. In 3. Akt (nach Schröder v. 265) sagt Satyros:

Selig, wer . . . . .  
   Ledig des Drucks  
 Gehäufte Kleinigkeiten, frei  
 Wie Wolken, fühlt, was Leben sei.

Bei seinem zweiten Erscheinen (Schr. 1188) im Studierzimmer fordert Mephistopheles den Faust auf, junkerliche Kleider anzulegen, . . . . .

Damit Du, losgebunden, frei,  
 Erfahrest, was das Leben sei.

Wenn der zweite Dialog zwischen Faust und Mephisto bis zu den Worten: »Und was der ganzen Menschheit zugeheilt ist« — wie er vorliegt, nicht vor 1797 entstanden sein kann, so gewinnt die Ansicht, dass er früher entstandene



überarbeitete und eingeflochtene Stücke enthalte, durch den obigen Parallelismus an Wahrscheinlichkeit.

II. In dem erwähnten Gespräch mit *Psyche* küsst *Satyros* das erbebende Mädchen heftig (Schr. 212)

*Psyche*. Lasst ab! Mich schauderts — Wonn' und Weh —  
O Gott im Himmel! ich vergeh'.

*Margarete* (in der Gartenscene).  
Mich überläufst!

*Faust*. O schaudre nicht! Lass diesen Blick,  
Lass diesen Händedruck dir sagen,  
Was unaussprechlich ist:  
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne  
Zu fühlen, die ewig sein muss! u. s. w.

Vorher (Schr. 194) sagt *Psyche* zu dem Waldgott:

Ich bin ein armes Mägdelein,  
Dem du, Herr! wollest gnädig sein.

*Margarete* (in derselben Gartenscene):  
Bin doch ein arm unwissend Kind;  
Begreife nicht, was er an mir find't.

Beide Stellen mögen zur Bestätigung der Annahme dienen, dass jene Faustscenen vor 1775 gedichtet wurden.

III. *Satyros* (Schr. v. 196):

Hab' alles Glück der Welt im Arm  
So Liebe - Himmels - Wonne - warm!

*Faust* (in der »Wald und Höhle« überschriebenen Scene):

Was ist die Himmelsfreud' in ihren Armen!  
Lass mich an ihrer Brust erwärmen, u. s. w.

*Margarete* (in der Scene: Marthens Garten):

Mir wirts so wohl in deinem Arm,  
So frei, so hingegeben warm, u. s. w.

Datirt auch der Monolog *Fausts* in der Scene »Wald und Höhle« aus dem Jahre 1788, so möchte doch der darauf folgende Dialog in seinen Hauptbestandtheilen ältere Dichtung enthalten, wie denn auch die Gretchenscene in Marthens Garten sicher vor 1775 entstanden ist.

Da sich das alte *Faust*-Manuscript im Goethe-Archiv nicht gefunden hat, können wir vorläufig dergleichen Combinationen nicht entbehren.

FRIEDR. MEYER VON WALDECK.

*d. Homunculus.*

Über diese Gestalt hat besonders v. Loeper allerlei Treffendes beigebracht, doch ist daraus nicht recht zu erkennen, warum dieselbe *gerade an dieser Stelle* eingeführt wird und wie sie für Faust das werden konnte, was sie ihm wirklich leistet.

Faust soll, nachdem sein erstes Auftreten in der wirklichen Welt von zweifelhaftem Erfolg begleitet war und weil er das ganze Gebiet des Wissens umfassen soll, auch in die antike Welt eingeführt werden. Sein erster Versuch, die Gestalt der Helena zu erringen, musste fehlschlagen, weil er sie *mit Gewalt* erfassen wollte, ohne vorherige Anschauung der ganzen Umgebung, aus deren Zusammenhang sie einzig begriffen werden konnte. Mephistopheles kann ihn dorthin nicht führen, weil jene Welt seinem eigenen Wesen fremd, ihm also unzugänglich ist.

Unterdessen hat Wagner, der Vertreter der alten Schulgelehrsamkeit, von der sich Faust losgerissen, in der Wissenschaft fortgearbeitet und ist eben mit dem alten Problem beschäftigt, organisches Leben auf mechanischem Wege zu erzeugen: er will »einen *Menschen* machen«. Das kann ebenso wenig gelingen wie Fausts erster Versuch mit Helena, sondern es kann zunächst nur ein *Schein* wirklichen Lebens erzeugt werden; aber dieser *Schein* kann immerhin ein *Licht* verbreiten, das den weitem und wahren Weg zu weisen vermag. Das negative Moment, dass Mephistopheles dazu unfähig ist, kann jedoch noch nicht ohne Weiteres dazu führen, den allerdings unter seiner Mitwirkung entstandenen Homunculus dafür eintreten zu lassen, sondern es muss in der Natur des Homunculus *selbst* etwas Positives liegen, das dazu treibt. Nun erinnert v. Loeper, dass Homunculi als Spiritus familiare auch den *Humanisten* vertraut waren, und hieraus kann ein Zug unseres Homunculus zum Alterthum hergeleitet werden. Wagner ist gleichsam nur der *leibliche* Vater desselben, dem er sich darum auch gleich nach seiner Geburt entzieht; sein geistiger Vater ist der treibende Geist der Wissenschaft, der auf die Gelehrten des Mittelalters die Humanisten der Renaissance folgen liess und der auch in Faust lebt, dem sich darum Homunculus als Führer nach Griechenland anbietet. Aber es kommt noch etwas Anderes in Betracht, was Goethe zu der Tradition der Homunculi aus eigener Erfindung hinzugehen hat und was eine unmittelbare Ähnlichkeit des Homunculus *mit Faust selbst* darbietet.

Wir müssen darauf zurückgreifen, dass Homunculus zunächst, wie sein Name und Wagners ausdrückliche Erklärung sagt, nicht ein Geist, sondern ein halbfertiges *Menschen-*

gebilde ist; er möchte darum in der Anschauung der griechischen Welt selbst erst »im besten Sinn *entstehen*«. (V. 1266.) Nun ist auch *Faust* ein Werdender. Im Anfang des zweiten Theils ist er zu neuem Leben erwacht und möchte ein neuer Mensch werden, was ihm eben durch Eintritt in die antike Welt gelingen kann. Homunculus ist also das geistige, freilich auch nur geisterhafte, Vorbild dessen, was Faust selbst werden soll, er ist eine dichterische Objectivirung der innern Entwicklungsphase, in der Faust selbst begriffen ist; jener muss darum in Nichts zerfliessen, sobald Faust in der leibhaften antiken Welt einigermaßen heimisch geworden und wiedergeboren ist. Dass die ganze Einführung in jene Welt selbst nur eine grossartige Phantasie, nur Darstellung rein innerer Entwicklung Fausts ist, thut nichts; im Vergleich mit dem embryonischen Wesen des Homunculus ist Fausts Aufenthalt in Griechenland eine Wirklichkeit höherer Art. Dass Homunculus an dem Muschelwagen der Galatea zerschellt, kann man den voreiligen Versuchen der Humanisten vergleichen, die alte Welt wirklich in das moderne Leben wieder einzuführen, welche ebenso scheitern mussten; aber im Grund ist es ein unreifer, nur aus traumhaften Ahnungen genährter Geisteszustand von Faust selbst, der in Homunculus Gestalt gewann und unterging, die Hülle der Puppe, die der aufstrebende Falter abstreift. So musste ja auch Euphorion, der früh geborne Prototyp der modernen Poesie als eines Produktes der klassischen und romantischen, durch seinen allzu kühnen Flug sich ein frühes Ende zuziehen, und seine Mutter Helena selbst konnte Faust nicht auf die Dauer angehören; auch sie musste in den Duft der Geisterwelt zurückfliessen, aber Fausts Zusammensein mit ihr hat dennoch eine bleibende Frucht, einen unverlierbaren Gewinn hinterlassen. —

Eine erste Wiedergeburt hatte Faust erlebt, als er durch Mephistopheles aus dem Banne der todtten Wissenschaft erlöst und verjüngt ins Leben hinaus trat; eine zweite finden wir im Anfang des zweiten Theils; eine dritte ist die Reise nach Griechenland; die letzte konnte nur in den höchsten Regionen des Jenseits sich vollziehen, wo Faust, von einer Stufe der Offenbarung zur andern fortschreitend, sogar die Engel »überwächst«. Ein ganzer Mensch konnte nicht »gemacht« werden, sondern nur ein Homunculus; der wahre Mensch musste aus fortschreitender Wiedergeburt *erwachsen*. LUDWIG TOBLER.

5. *Clavigo in Österreich*. (Nachtrag zu Goethe-Jahrb. V, 325fg.) Clavigo gelangte in Wien zum erstenmale am 7. Januar 1786 im k. k. Nationalhoftheater zur Aufführung (An-

hang zur Wiener Zeitung No. 2, 1786, Wlasseck, Chronik des Burgtheaters) und zwar in einer sehr dreisten Verballhornung. Das Original dieser Bühnen-Bearbeitung führt den Titel: »Clavigo. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Der Name des Dichters fehlt — aus guten Gründen!) Für das kais. kön. National-Hoftheater Wien 1785. Zu finden bey Friedrich August Hartmann und bey dem Logenmeister beyder k. k. Theater«. Der namenlose Autor dieser Bearbeitung hat es für gut befunden, Goethe das Concept zu verbessern und im 5. Akt das folgende Gespräch zwischen Carlos und Clavigo einzuschieben:

Clavigo den Degen unter den Arm und Carlos beide in Mäntel gehüllt.

*Carlos* (hält ihn) Du bist rasend.

*Clavigo* (sich losreissend) Ich muss — ich muss — schwer drückt es meine Seele — wilde Schröcken fassen mich — kalter Schweiss steht an meiner Stirne — Lass, lass mich

*Carlos*. Kleinmüthiger! *Da ich der Dir drohenden Rache* des Bruders vorgebeugt habe, willst Du meinen überdachten Plan durch Deine wieder erwachende Zärtlichkeit vernichten? Sei Mann, entferne Dich und lass mir die Vollendung.

*Clavigo*. Nein Carlos! Ha! ich erschrocke vor mir selbst, das ich mich so leicht von Dir umschafen lies — so innige heisse Liebe hab ich mit Kaltsinn — die zärtlichsten Thränen mit fühlloser Verstockung vergolten! Ein Qualen belastetes Leben musste mein Loos sein! Nein lass mich! Mein Herz verabscheut Deinen verhassten Entwurf — Ich will nicht durch neue unedle Handlungen mein Verbrechen vergrößern.

*Carlos*. Ist das mein Dank? *Clavigo* ich kenne Dich nicht mehr.

*Clavigo*. Wol mir, das ich den Stolz, *den Du in mir zu reizen suchtest* besiegt habe. Ich zernichte meine Klage — Mit dem Bruder eil ich zu Grimaldi und widerrufe. Von da zum Gesandten, bestätige meine Reue, meine Verbindung und fluche Dir, dass Du mit heilloser Kaltblütigkeit meinen Ehrgeiz reiztest, ein schändlicher Bube zu werden.

*Carlos*. So sprichst Du? Gut! gehe in Dein Verderben. Der bitterste Spott wird der Aufopferung Deines Glücks, Deinen unsinnigen Vorsatze folgen. Und wenn Dir dann einft die grausamste Demütigung Deiner erwachten Eigenliebe bitter wird, so denke an Carlos, der Dich retten wollte. — Handle nur wie Dir beliebt (ab).

*Clavigo* (allein). Das will ich — Ja! Marie! Der selige Augenblick in welchen Du den Abtrinnigen, der sich Dir so lange entzogen hatte, liebevoll vergabst, steht nun fest vor

meiner Seele — Ich sah, wie Hofnung, Freude und Zärtlichkeit Dein Gesicht erheiterten u. doch — unseliger Carlos, bald hattest Du dieses Wonnegefühl in meinen Busen erstickt! — Dank! Dank dir Vorsicht, du hast mich gestärkt, du hast die Decke zerrissen, die dieser ehrstüchtige *Kältling* mir vorhielt . . . .«

Ein kleiner Trost für diese grosse Veründigung mag es scheinen, dass ein gescheiter Recensent in einer der damaligen Zeitschriften diese eigenmächtige Schlimmbesserung nach Gebühr abfertigte. Wer übrigens die Schröder'schen u. a. Bearbeitungen Shakespeares etc. kennt, weiss, dass unsere Dramaturgen mit den Poeten oft noch schlimmer verfahren sind, als die Censoren. Das Pröbchen mag indess nur als Beispiel dafür gelten, wie langsam die Werke unserer Classiker in ihrer reinen Urgestalt auf die Bühne gelangen durften. Ein interessanter Beitrag zur Theatergeschichte wäre es jedenfalls, wenn der Eine oder der Andere die Mühe nicht scheuen wollte, die Einbürgerung Goethescher Dramen auf dem Wiener Burgtheater an der Hand der Regiebücher darzustellen.

Über das in der eben erwähnten Bearbeitung aufgeführte Stück berichtet die Wiener Realzeitung, 5. Stück, Wien, 31. Jänner 1786, p. 77 Folgendes: »Neues Trauerspiel. Den 7. Jänner wurde von den k. k. Nationalhofschauspielern aufgeführt: zum erstenmal »Clavigo«. Ein Original-Trauerspiel in 5 Aufzügen vom Hr. Göthe. Der Werth dieses Stücks ist schon zu sehr unterschieden, als dass es noch ferner eines Lobes bedürfte. Genug, es hat Göthen zum Verfasser, dem sich die Wahrheit unverschleiert zeigte und der das menschliche Herz und die Leidenschaften nicht allein aus Büchern, sondern aus der wirklichen Welt studirte. Nur bedauert Recensent, dass es hier nicht ganz nach Goethe aufgeführt werden konnte, weil durch die Veränderung manche schöne und erhabene Ausdrücke weggelassen werden mussten. Der 5. Aufzug ist beinahe gänzlich abgeändert worden. Nach der hiesigen Vorstellung ist Clavigo im 5. Aufzug im Begriff, wirklich zu Marien zurückzukehren und sie zu heuraten etc., er fluchet dem Carlos etc. Durch diese Abänderung wird der Hauptcharakter des Clavigo ganz entsetzt; Gewissensbisse führen einen Clavigo nicht zu den Füßen seiner Geliebten zurück, Überlegung nicht; der raisonnirende Clavigo ist ungetreu, der Sklave seines Stolzes und der Grundsätze seines Freundes. *Überrascht* aber kann er werden; so wurde er das erstemal von Beaumarchais überraschet. Der zweite Schlag, der ihn erschüttern konnte, möchte noch gewaltiger sein. Clavigo ist soweit entfernt zu M. zurückkehren zu wollen, dass er bei G. sogar zum Bedienten sagt (man lese den Anfang des 5. Actes): »Ich sagte Dir, Du

solltest diese Strasse meiden«. Nun hört er aber plötzlich: M. sei todt; sein zweiter Gedanke ist, er habe sie ermordet: Dieser so schnelle Gedanke und alle die damit verknüpften schwarzen Vorstellungen sind fähig, ihn zu betäuben und sinnlos zu machen. Wenn Clavigo beim Anblick der Leichenbegleiter dieselben fragt: »Wen begrabt Ihr?« so antwortet in dem veränderten Stück einer dieser Männer: »Marie von Beaumarchais. Sie ist todt«. Dieses »Sie ist todt« scheinete hier nicht nur überflüssig zu sein, sondern sogar in das Komische zu fallen; *auch hat es mehrere Zuseher zum Lachen bewogen*. Übrigens ist das Stück durchgängig gut gespielt worden, besonders hat sich Hr. *Brockmann* in der Rolle des Beaumarchais ausgezeichnet«. Als Verfasser dieser Anzeige unterfertigt ein Hr. R. B. Erwähnt mag nebenher werden, dass im 9. und 10. Stück der Realzeitung, vom 28. Februar und 7. März 1786 ein Abschnitt aus dem 2. Heft der »Literarischen Reise durch Deutschland« (Leipzig) veröffentlicht wird, betitelt: »Goethe und die durch ihn veranlasste Revolution in der schönen Literatur«.

A. BETTELHEIM.

6. *Erwin und Elmire*, ein Schauspiel in zween Aufzügen von Göthe. Ohne Gesang herausgegeben von *Huber*. Frankfurt und Hanau bei Johann Caspar Huber, Buchhändler in Koblenz 1776. 55 SS. in 8°. Der Herausgeber Huber gibt in seiner Vorrede (Freiburg i. Br. 25. Christmondes 1775) als Veranlassung zu seiner Bearbeitung den Umstand an, dass in seinem Städtchen nur Schauspieler, keine Sänger existirten. Er überträgt daher die Gesänge in Prosa; »zu Goethes Prosa hab ich keine Zusätze gemacht, ausser einigen Kleinigkeiten, die mir zur Rundung meiner Arbeit nothwendig schienen«. Die Übertragung der Gesänge in Prosa ist recht platt und wirkt höchst widrig. Das Lied »das Veilchen« wird hier Bernardo in den Mund gelegt und lautet: »Er hatte ein Liedchen..., das er wohl so in einem Augenblicke dichtete: von einem Veilchen, das sich zur schönsten Blume der Natur wünschte, um an den Busen einer jungen Schäferin nur ein klein Veilchen zu stehen, und als es von dem vorübergehenden unachtsamen Mädchen zertreten ward, sich noch freuete, von ihr und zu ihren Füßen zu sterben«. Ähnlicher Art sind auch alle anderen Übertragungen; doch mag diese eine Probe genügen. Wirkliche Änderungen von Goethes Prosa habe ich nicht bemerkt; es sind nur ganz geringfügige Zusätze, Umstellungen u. s. w. Statt des Originals »Nach einer Pause hört man von weitem Elmiren singen« heisst es bei Huber »Elmire ohne gesehen zu werden, ruft in der Entfernung:

Bernardo«; und statt der Worte »Die Musik wage es, die Gefühle dieser Pausen auszudrücken« sagt Huber »Zwischen diesen zärtlichen Gefühlen eine Pause«. Sehr seltsam ist die Wiedergabe der unmittelbar folgenden Verse Bernardos: »O schauet hernieder, / Ihr Götter, das Glück! / Da hast du ihn wieder, / Da nimm sie zurück!« durch die Worte: »Das ist wieder für dich, alter Narr! (sich die Augen reibend.) Aber wer soll nicht Freudenthränen für so ein Schauspiel haben!« — An mein Exemplar des Huberschen Stückes ist ein anderes »Milton und Elmire, ein Singspiel in einem Aufzuge: Von einem jungen Cavalier verfertigt. Frankfurt und Leipzig bei Joh. Ge. Fleischer 1775« angebunden, das aber mit Goethes Stück nicht das Geringste zu thun hat. LUDWIG GEIGER.

7. *Ein Goethisches Räthsel.* In einem Kreise von Goethefreunden und Goethekennern wurde nach der Lösung des Räthsels gefragt, welches bei einem Maskenzuge von 1810 dem Elberich in den Mund gelegt ist. Die zu diesem Maskenzuge gehörenden Dichtungen tragen die Überschrift: »Die romantische Poesie«. Ein Vorwort sagt, dass die Absicht gewesen sei, die »verschiedenen Dichtungen, denen unsre Vorfahren und auch die Ahnherrn jenes hohen Fürstenhauses [des weimarischen] eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden mannichfaltigen Gestalten darzustellen«, und bezeichnet das Vorgeführte als »theils allegorische, theils individuelle Gestalten der modernen Poesie«. Die Worte Elberichs blicken deutlich auf den ganzen Zug zurück und haben den Zweck, seine *allgemeine* Bedeutung zu charakterisiren, also ungefähr dasselbe zu sagen, was die Überschrift »Die romantische Poesie« sagen soll. Ich deute Elberichs Räthsel hiernach auf »*Das romantische Ideal*« und möchte die Zustimmung von Lösung und Räthsel im Einzelnen in folgender Gegenüberstellung für Auge, Ohr und Sinn verdeutlichen. Die Lösung heisse hier der Kürze wegen »Das Ideal«.

*Räthsel.*

Im Stillen aber herrschet über  
diese  
Und weit und breit, ein wun-  
dersames Haupt,  
Scheinbar ein Kind und nach  
der Kraft ein Riese,  
Das jeder leugnet, jeder hofft  
und glaubt:

*Lösung.*

Das Ideal herrscht über Alle  
diese,  
Und weit und breit ein wun-  
dersames Haupt,  
Kindlich gehegt, doch in der  
Wirkung Riese,  
Verwirklicht nirgends, doch  
gehofft, geglaubt:

Der Welt gehört's, so wie dem Paradiese;	Der Welt gehört's, so wie dem Paradiese,
Auch ist ihm Alles, ist ihm Nichts erlaubt.	Nur dichtend frei, sonst ist ihm Nichts erlaubt.
Verein' es nur in kindlichem Gemüthe,	Verein' es nur, in kindlichem Gemüthe,
Die Weisheit mit der Klug- heit und der Güte.	Die Weisheit mit der Klug- heit und der Güte.

RUD. SEYDEL.

8. *Die Naturbilder in Goethes Leipziger Gedichten.* Im 7. Buche von Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe, wie Kleist »gegen diejenigen, welche ihn wegen seiner öfteren einsamen Spaziergänge beriefen, scherzhaft, geistreich und wahrhaft geantwortet habe, er sei dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd«. Aber auch er selbst wurde ganz ernstlich ermahnt, auf die Bilderjagd auszugehen, und so fand er sich aus jenem Anlass öfters bewogen, seinen Spaziergang einsam anzustellen. Da nun in Leipzigs Umgegend dem Beschauer weder schöne noch erhabene Gegenstände entgegentreten und in dem Rosenthale, das auch Goethe als »wirklich herrlich« bezeichnet, zur besten Jahreszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen liessen, so ward er bei unermüdet fortgesetzter Bemühung auf das Kleinleben der Natur — welches Wort er nach der Analogie von Stilleben gebraucht — höchst aufmerksam. Weil aber die zierlichen Begebenheiten, die man in diesem Kreise gewahr wird, an und für sich wenig vorstellen, so gewöhnte er sich, in ihnen eine Bedeutung zu sehen, die sich bald gegen die symbolische, bald gegen die allegorische Seite hinneigte.

Es fragt sich nun, ob sich in den Gedichten der Leipziger Zeit noch Spuren von dem Ertrage seiner Bilderjagd nachweisen lassen. Nun könnte man zwar auf den ersten Augenblick meinen, dass solch Bemühen ein vergebliches schon um deswillen sein müsse, weil Bilder aus der Natur immer denselben Charakter an sich trügen, um so mehr, wenn die Natur der verschiedenen in Betracht kommenden Gegenden nicht einen so durchgreifenden Unterschied aufweist, wie den zwischen nordischer und südländischer, zwischen occidentalischer und orientalischer Landschaft. Und Goethe war damals nur erst in Frankfurt und in Leipzig mit Musse gewesen, in zwei Städten Mitteldeutschlands also, deren Lage sogar mancherlei mit einander gemein hat.

Andererseits ist nicht zu übersehen, dass Goethe eben erst in Leipzig die Natur in ihren stilleren Zügen, in ihrem intimern Leben beobachtete. Dabei betont er auch bei



anderer Gelegenheit, dass er in Leipzigs Umgegend auf der Suche nach poetischer Ausbeute herumgeschweift sei. So in einer bekannten Stelle aus der Epistel »An Mademoiselle Oeser zu Leipzig«, die er von Frankfurt aus während seiner langwierigen Krankheit am 6. November 1768, also wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Leipzig schrieb. Er erzählt hier voll dankbarer Erinnerung, wie er oft, »wenn mich mein böses Mädchen plagte, | wenn der Verdruss mich aus den Mauern jagte«, schon früh am Morgen auf dem Oeserschen Landgute in Dölitz erschienen sei, »auf Deinen Feldern, die Du liebst, | die Du mir oft so schön beschriebst«. Und nun fährt er fort: Da ging ich nun in Deinem Paradiese, | In jedem Holz, auf jeder Wiese, | Am Fluss, am Bach . . . | Dann jagt' ich rings umher und fing | Bald einen Reim, bald einen Schmetterling . . . | Am Tage sang ich diese Lieder, | Am Abend ging ich wieder heim, | Nahm meine Feder, schrieb sie nieder, | Den guten und den schlechten Reim«.

Es ist selbstverständlich, dass der Ausdruck »Reim« nicht zu pressen ist; um Reime zu finden, brauchte Goethe nicht in der freien Natur umherzuschweifen, wohl aber, um durch neue, überraschende treffende Bilder seine Gedichte zu beleben. Wie treu dabei Goethe die Natur beobachtete, wie klar er die landschaftlichen Bilder in sich aufnahm, dafür zeugt in den obigen Worten auch die Wendung »in jedem Holz, auf jeder Wiese«. Denn es gehört zu den hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten der Pleissen-Aue bei Dölitz, dass ihre saftig grünen Wiesen von schmalen, vielfach gewundenen Streifen üppigen Laubholzes eingefasst sind, welche die Wiesenflächen trennen und abschliessen, so dass das Bild stetig wechselt und immer neue Wiesen und immer neue Holzpartieen dem Blicke sich darbieten.

*! lees*  
Auch aus den Gedichten des sogenannten Leipziger Liederbuchs lassen sich mehrfach Stellen aufzeigen, welche von dem tiefen Natursinn Goethes Zeugnis ablegen. Wenn er schildert, wie er bei Nacht durch den öden, finstern Wald wandelt: »Luna bricht durch Busch und Eichen, | Zephyr meldet ihren Lauf, | Und die Birken streun mit Neigen | Ihr den süssten Weihrauch auf!.

Es ist die Schilderung des süssen Friedens der mond-scheinbeglänzten Landschaft gleichsam die Knospe, die in den milden, weichen Klängen des Liedes »An den Mond« vom Januar 1778 zur Blume erblüht ist, und in dem Gedichte, das er am 25. August 1828 zu Dornburg »Dem aufgehenden

\* Ältester Text: Luna bricht die Nacht der Eichen  
Zephirs melden ihren Lauf.

Vollmonde« widmet, dem Verwelken, der Auflösung in die Materie des Alls, zustrebt.

Doch derartige Schilderungen der Natur und ihres Eindruckes auf das Menschenherz sind losgelöst von dem Boden bestimmter landschaftlicher Bilder und an keinen Ort gebunden. Sie liegen Jedem nahe, der die Natur mit liebevollen Blicken betrachtet, mag er nun hier oder da im deutschen Lande dem Zauber des Waldes und der Mondscheinnacht sich hingeben. Andere Bilder dagegen weisen von selbst auf den Ort ihres Ursprungs hin, wenn der Dichter auch, wie es seine Pflicht ist, durch den bildlichen Gebrauch der Naturbeobachtung den besondern Charakter abgestreift und sie zu allgemein menschlicher Bedeutung erhoben hat.

Hierher gehört die symbolische Schilderung der Leipziger Verhältnisse, welche Behrisch den Aufenthalt in Leipzig verleiden und ihn veranlassten sich nach Dessau zu wenden, wo man seinem Worte mehr Verständniss entgegenbrachte. Goethe vergleicht in der 2. Ode an Behrisch die ungesunden gesellschaftlichen Verhältnisse Leipzigs mit einer an Miasmen und schädlichen Insekten reichen Landschaft. Und trotz aller Verallgemeinerung lassen sich noch deutlich die einzelnen Züge nachweisen, die dieser poetischen Schilderung zu Grunde liegen; dieselben sind aber sicher der Leipziger Landschaft, wie sie sich in ihrer ungünstigsten Jahreszeit darbietet, entnommen. »Ehrlicher Mann«, sagt Goethe, »fliehe dieses Land! | Todte Sümpfe | Dampfende Oktobernebel | Verweben ihre Ausflüsse | Hier unzertrennlich«. Solches hatte Goethe in Frankfurts Umgegend zu beobachten keine Gelegenheit. Die Sümpfe, die ihre Ausflüsse verweben und mit ihnen zugleich die über ihnen lagernden Nebelherde, sind die Niederungen der Pleisse und Elster, die lange vor ihrem Zusammenflusse ihre Gewässer wechselweise verweben, und deren versumpfte Seitenarme der Ausgangspunkt wallender Nebelmeere sind, die sich über die ganze Landschaft lagern. Auch die folgende, gleichfalls Bild und Deutung neben einander stellende Schilderung derselben Landschaft bleibt noch der bitteren Wirklichkeit getreu: »Gebär-Ort | Schädlicher Insekten, | Mörderhöhle | Ihrer Bosheit!«

Wenn aber Goethe an der erwähnten Stelle auch Apels Garten und die Kuchengärten zu seinem poetischen Reviere hinzurechnet, so sind wir wohl berechtigt, ein anderes Bild auf diese im französischen Geschmacke zu steifen Hecken, langen, gradlinigen Gängen und verschnörkelten Boskets verkünstelten Ziergärten der reichen Leipziger Kaufherren, welche die innere Stadt im Kranze umgaben, zurückzuführen. Er schildert in der 1. Ode an Behrisch, wie der schöne Baum,

der glücklicheres Erdreich verdient, verpflanzt wird und wie der Orangeduft der lichtgrünen Blätter, die er im Frühling schlägt, dem Geschmeisse Gift ist. Sicher hat Goethe hier die Orangerien jener Ziergärten im Auge.

In derselben Ode spricht er aber auch von den Taxusbäumen, die ja in den französischen Gärten seit Ludwigs XIV. Zeiten eine grosse Rolle spielten und jene künstlichen, steifen Lauben und Hecken bildeten, deren jene Unnatur nicht ent-rathen zu können meinte.

Goethe aber, der ebensowohl in Leipzigs Auen und Wäldern, wie in jenen Ziergärten gern und oft sich bewegte, hatte so reiche Gelegenheit, »poetisches Wildpret darin auf-zusuchen«. Seine Freude an der Natur spricht sich allüberall aus; am unmittelbarsten hat er sie uns geschildert in dem Briefe an seinen Freund Riese in Marburg vom 28. April 1766: »Es ist mein einziges Vergnügen, | Wenn ich entfernt von Jedermann | Am Bache bei den Büschen liegen, | An meine Lieben denken kann«.

VICTOR RYSEL.

9. Goethes Aufsatz: »*Von deutscher Baukunst*« ist wieder abgedruckt in G. Huth, Allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst, Weimar 1789, I, S. 84 e—91. Vorangeht ein Aufsatz von Weinlig über »gothische Bauart« mit zwei Zusätzen des Herausgebers. Der zweite lautet: »Fast als ein Gegenstück zu den, hier soeben mitgetheilten ungünstigen Urtheilen über gothische und deutsche Bauart, verdient folgender Aufsatz noch weit würdiger hier aufgenommen, erhalten, gelesen und, was darin mitunter so stark und schön gesagt wird, von jedem, in dessen Adern deutsches Blut waltet, beherzigt zu werden. Dieser Aufsatz nimmt, wie billig, die Originalität gedachter Bauart in Schutz, und übertreibt darinnen vielleicht hie und da der Enthusiasmus seine Vertheidigung und sein Lob, so wird doch jeder unbefangene Denker gewiss gesundes, natürlichen Verstandes, Urtheil, zu dem die Wahrheit sich immer gesellet, unverkennbar darinn antreffen. . . . Der Verfasser desselben hat sich nicht genannt. Kenner deutscher Literatur werden ihn aber bald an der ihm ganz eigenthümlichen Schreibart und Kraft des Ausdrucks errathen«.

Goethes Aufsatz fand bald nach seinem ersten Erscheinen in der »Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften« (XII, 1773, S. 287—294) eine Beurtheilung, welche Braun, Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen, nicht erwähnt. Die Besprechung ist tadelnd und höhnisch. Der Recensent findet eine »boshafte Freude« an dem Erscheinen der Schrift, weil durch häufiges Vorkommen der »neumodischen, mit Metaphern überladenen und seltsam launigten Schreibart« bei den Lesern

nothwendig ein »Schauder« gefühlt werden wird, der dieselben zwingen muss, zur Einfachheit der Natur zurückzukehren. Goethe wird ein »witziger Schwätzer« genannt, der besser daran gethan hätte, sich eine genaue Kenntniss der Baukunst zu erwerben, ehe er es gewagt, darüber zu schreiben. Der Recensent läugnet, dass die gothische Baukunst eine deutsche sei und schliesst seine Besprechung mit den Worten: »Der Verfasser schickt den Verächter der gothischen Baukunst nach Paris: würde er übel thun, wenn er ihm Gesellschaft leistete? Vielleicht würde ihm der Genius des Perraults sagen, was er von seinem erbauten Louvre zu halten habe«. LUDWIG GEIGER.

10. *Goethe in Frankreich.* (Zu G.-J. VI, S. 343.) In der 3. Auflage von *Taine: Essais de critique et d'histoire*, Paris, Hachette, 1874, findet sich (p. 393—413) ein Aufsatz, betitelt: *Sainte-Odile et Iphigénie en Tauride*, dem ich folgende Schlagsätze entnehme:

Nous avons l'Iphigénie de Goethe. Entre ses mains la vierge des vieux tragiques est restée la plus pure effigie de la Grèce ancienne et elle est devenue le plus pure chef-d'oeuvre de l'art moderne; sa noblesse native s'est accrue de toute la noblesse que vingt siècles de culture ont acquise à la nature humaine. De tels poèmes sont les abrégés de ce qu'il y a de meilleur et de plus élevé dans le monde et les vrais bréviaires qu'il convient de lire lorsque nous entrons dans un des grands temples naturels. Eine eingehende Analyse des Werks gipfelt in einer enthusiastischen Würdigung seines Schöpfers, den Taine auf der doppelt und dreifach geweihten Stätte des Odilienberges als den einzigen modernen Meister preist, der es nach den grossen Künstlern der Renaissance verstanden d'allier les délicatesses de l'âme à la santé du corps.

\* \* \*

Einer der originellsten Denker unserer Tage, der Genfer Universitätsprofessor *Amiel*, Zeit seines Lebens nur von seinen nächsten Collegen und Freunden gekannt, erfährt nun, einige Jahre nach seinem Tode, die begeisterte Anerkennung aller hominum elegantiorum. Seine Tagebücher sind, von Edmond Scherer mit einer Biographie einbegleitet, innerhalb weniger Jahre in 4 Auflagen erschienen: Renan und Paul Bourget wetteifern in Lobeserhebungen des *Journal intime*, (Genève, H. Georg; Paris, G. Fischbacher 1885) das Scherer in eine Reihe stellt mit den Selbstgesprächen von Maine de Biran, Maurice Guérin und Sénancour's Obermann. Das Buch wird auch in Deutschland zu verdienten Ehren kommen: denn Amiel war von 1843—48 Hörer auf deutschen Universitäten

und Blatt für Blatt bezeugt seine innige Vertrautheit mit deutscher Literatur und Wissenschaft. 1867 liess er eine Auswahl von Übersetzungen Goethescher und Schillerscher Dichtungen unter dem Titel: *Les Etrangères* erscheinen; Goethes Name und Wirken wird oft und oft in unserm Tagebuch erwähnt. Ich verweise auf die Besprechung des *Faust* (I, 129), auf die Parallele mit *Rousseau* (I, 205), auf die Erwähnung der »Mütter« (I, 235), insbesondere aber auf die Charakteristik der Episteln, Epigramme, Elegien etc. II, 120. 1. *Tant qu'on se renouvelle on est vivant. C'est dans cet art que Goethe, Schleiermacher, Humboldt ont été maîtres . . . . .* La perfection pour Goethe est dans la noblesse personnelle, non dans l'amour. Son centre est l'esthétique, non la morale. Il ignore la sainteté et n'a jamais(?) voulu réfléchir sur le terrible problème du mal. Spinoziste jusqu'à la moelle, il croit à la chance individuelle, non à la liberté ni à la responsabilité. C'est un Grec du bon temps que la crise intérieure de la conscience religieuse n'a pas effleuré.(?) Il représente donc un état d'âme antérieur ou postérieur au christianisme, ce que les critiques prudents de notre époque appellent l'esprit moderne; et encore est-ce l'esprit moderne envisagé dans l'une de ses tendances seulement, savoir le culte de la Nature, car Goethe est étranger aux aspirations sociales et politiques de la foule, il ne s'intéresse nullement(?) aux déshérités, aux faibles, aux opprimés, pas plus que la Nature elle-même . . . . Die richtige Correctur dieser und ähnlicher, stellenweise noch entschiedener ausgesprochenen Halbwahrheiten gibt Amiel gleich nachher:

Relu encore des sonnets et des poésies mêlées de Goethe. L'impression que laisse cette partie des »Gedichte« est bien plus favorable que celle que donnent les *Elégies* et les *Epigrammes*. Ainsi les »*Esprits des eaux*«, le »*Divin*« ont une grande noblesse de sentiment. *Il ne faut jamais se hâter de juger les natures multiples.* Sans arriver au sentiment de l'obligation et du péché Goethe arrive au sérieux par la route de la dignité. C'est la statuaire grecque qui a été son catéchisme de vertu. — Mit Marc Monnier, dem jüngst verstorbenen Übersetzer des »*Faust*«, seinem Collegen an der Universität Genf, war Amiel innig befreundet.

A. BETTELHEIM.

11. *Gelegentliche Bitte bei Herders Tode.* »Es ist zu einer unglücklichen Gewohnheit unter uns geworden, jedem grossen Mann, wenn er einmal die Augen geschlossen hat, eine Menge Dichtereien auf sein Grab zu legen, die man mit viel Anmaßung für schöne, süss duftende Blumen angenommen wissen will,

da sie doch oft keine anderen als Nessel — und Stinkblumen sind. *Klopstocken* erging es noch ganz neuerlich so, und auch *Herdern* könnte es so ergehen. Ich bitte euch, ihr Dichteringe, lasst den grossen Mann in Frieden ruhen, und ihn in *seiner* Unsterblichkeit wie einen Gott unter uns leben in Ewigkeit. Die Unsterblichkeit, die *ihr* ihm geben könntet, würde doch höchstens nur von einem Wochenblattstage zum andern dauren; denn wenn ihr weiter nichts bemerklich machen wollt, als dass auch ihr etwas bei seinem Tode gefühlt habt, so erlaubt mir, euch zu sagen, dass dies das Wenigste ist, was ihr dabei thun könnt.

Den 3<sup>ten</sup> Januar 1804.

v. G.«

Aus der »Zeitung für die elegante Welt«. Sonnabend,  
7. Januar 1804, wörtlich abgedruckt. G. WUSTMANN.

12. *Goethes und Schillers letztes Zusammentreffen.* Die Biographen Schillers lassen Goethe und Schiller am 29. April 1805 zum letztenmal beisammen sein; obgleich Goethe in den Annalen berichtet: »*Anfang Mai* wagte ich mich aus; ich fand Schiller im Begriff ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Missbehagen hinderte mich ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre, um uns niemals wieder zu sehen«.

Die Biographen stützen sich bei ihrer Annahme auf Schillers letzte Notiz in seinem Kalender, wonach den 29. April Klara von Hoheneichen, ein Trauerspiel von Spiess, aufgeführt wurde.

Nach einem Schreiben von Kirms an Böttiger (in dessen von der Königl. Dresdener Bibliothek angekauften handschriftlichem Nachlasse) wird aber Goethes Angabe bestätigt. Dasselbe lautet: »Weimar den 10. Mai 1805. Am Mittwoch vor acht Tagen (also am 1. Mai) sprach ich Schiller zum letzten Mal im Theater. Es ist dieses für das deutsche Theater ein nicht geringer Verlust. Für unser Theater wäre er grösser, wenn wir Goethe verlören; ich könnte ohne Stütze diese Geschäfte ferner nicht versehen«.

SEIDEL.

13. *Goethe und Rehberg.* (Nachtrag zu G.-J. VI. S. 350 ff.) Ich weiss nicht, wie es mir begegnet ist, dass ich mich der Schrift »Goethe und sein Jahrhundert« (Jena 1835) nicht erinnerte, als deren Autor Rehberg mir mindestens aus Goedekes Grundriss 2, 868 bekannt sein konnte. Ich hatte die Schrift freilich nie in Händen gehabt, und in den von mir bei Abfassung jener Miscelle aufgeschlagenen Büchern war ich nicht

darauf geführt worden. Die Sache hat nicht darunter gelitten; denn Rehbergs Verhältniss zu Goethe konnte ich mir aus den Recensionen, die ich kannte, im wesentlichen richtig vergegenwärtigen. Nur die »alte tiefe Abneigung« Rehbergs gegen Goethe erhellt viel deutlicher aus der zusammenfassenden Schrift (es sind 113 Seiten klein-8°), deren Gedankengang ich übrigens hier nicht wiederholen möchte.

Rehberg geht unserm Helden auf allen Gebieten nach. Seine Würdigung ist, besonders für jene Zeit, sehr vollständig. Er redet von dem Dichter, dem Kunstforscher, dem Naturforscher, dem Staatsmann, und überall mit selbständigem Urtheil. Er zeigt sich vielfach gut unterrichtet, wenn er auch daneben über einige Punkte im entschiedenen Irrthum ist. Sucht man einmal das Urtheil von Goethes Zeitgenossen über den Dichter im Zusammenhange darzustellen, so wird Rehberg dabei eine (nicht die letzte) Rolle spielen dürfen.

Bemerkenswerth ist S. 86 über Faust: »Nachdem der Dichter mehrere Male angefangen, den Faden fallen lassen, und wieder aufgenommen hatte, zeigte er seinem damaligen Freunde Zimmermann einen Haufen Papier, mit den Worten: da ist mein Faust«. Das muss im Herbst 1775 gewesen sein.

Rehberg hatte nach S. 20 einen Brief Herders gelesen, worin dieser »von dem Schauspiele Stella mit enthusiastischem Lobe spricht«. Er kannte also Herders Brief an Zimmermann, der bei Bodemann S. 335 gedruckt steht.

Was Rehberg S. 19 f. über die Entstehung der »Stella« glaubte beibringen zu können, ist von Düntzer in den Erläuterungen S. 88 (der ersten Auflage) ausgezogen.

Von Frau Rehberg habe ich seither eine viel anschaulichere Vorstellung aus ihrem handschriftlichen italienischen Tagebuche gewonnen, das mir Frau Generalin v. Hartmann in Hannover freundlichst mittheilen liess. Frau Rehberg behandelt darin ihren Aufenthalt in Rom, Neapel und Sorrent. Sie weiss ihre Erlebnisse sowie die Personen, die ihr begegnen, sehr anschaulich zu schildern und lässt sich nur selten darauf ein, Landschaften und Kunstwerke, die tausendmal beschrieben worden sind, noch einmal zu beschreiben. Wenn sie aber Bemerkungen über solche Dinge macht, so tragen dieselben immer den Stempel der selbständigen Empfindung und doch nie den der gesuchten Originalität an sich.

Das Citat aus Camoens, das sie G.-J. VI 349 gebraucht, muss sie gern im Munde geführt haben: denn es steht auch in einem Briefe an Frau v. Hartmann, der dem Tagebuche beiliegt.

Rehbergs sind in Rom mit Eduard Gerhard zusammengetroffen. Frau Rehberg nennt ihn einen noch jungen Mann,

»der aber wie jener sagen kann: je suis jeune, mais j'ai lu des vieux livres; denn er liest, was vor Jahrtausenden in Erz und Stein gegraben wurde. Ob ihn gleich dieses sein Hauptinteresse weit von Rehberg abführt, *der sich hierin, wie in vielen andern Dingen, mit der Totalsumme begnügt*, so hat seine persönliche Liebenswürdigkeit doch bald den Weg zu Rehbergs und unser aller Herzen gefunden« u. s. w.

Die Bemerkung über Rehberg ist offenbar sehr richtig. Seine umfassende Bildung, sein selbständiges Urtheil auf vielerlei Gebieten beruht ohne Zweifel auf diesem Zuge. Er war gewohnt strenge zu scheiden zwischen den Dingen, die er sich aneignen wollte, und den vielleicht unmittelbar benachbarten, die er verschmähte. Man kann, wenn man eine solche Scheidung consequent durchführt, sich weit ausbreiten und es zu einer grossen Virtuosität der Aneignung bringen.

Auch Goethe gegenüber bedient sich Rehberg dieser Methode. Er sucht mit Goethe aufs Reine zu kommen, das Werthvolle und das Werthlose in ihm kurzer Hand zu scheiden. Man sieht an einigen Punkten deutlich, wie er das abkürzende Verfahren des Kritikers, der rasch die Totalsumme finden will, auf Goethe anwendet und dabei mit der grössten Sicherheit — in die Irre geht. Er sucht die schwachen Punkte. Er glaubt Goethe auf seinen Schwächen zu ertappen und gibt für uns oft nur die eigene Schwäche blos. Es stört ihn gar nicht, wenn er seine Verwerfungsurtheile bald da bald dort einschränken muss. Mit der grössten Seelenruhe schreibt er in Goethes Werken bald sein »Bravo« bald sein »Pfui« an den Rand. Er hat sich nicht die geringste Mühe gegeben, ihn als Totalität aufzufassen. Und wie stark er ihn verkannte, zeigt auf eine fast lächerlich glänzende Weise der S. 104 gelassen ausgesprochene Satz: »Ebenso ist auch von nachgelassenen Briefen nicht sehr viel zu erwarten gewesen«.

Gleichwohl — pflegen wir unsere zeitgenössischen Schriftsteller anders zu behandeln, als Goethe von Rehberg behandelt ward? Fällt es uns ein, ihre Leistungen als Totalität aufzufassen? Geben wir uns Mühe, vor allem zum Verständniss durchzudringen, ehe wir urtheilen? Und, *wenn* wir uns Mühe gäben, würde es uns gelingen? Ist es daher nicht vollkommen gerechtfertigt, wenn historische Darstellungen der Litteratur dort inne halten, wo die abgeschlossenen Lebensläufe aufhören und die Schriftsteller anfangen, die noch nicht »historisch geworden sind«? (11. 4. 1885.) W. SCHERER.

14. *Caroline v. Penthele und Goethe*. Im Jahre 1883 erschienen bei Braumüller, Wien, »Hans von Penthele's aus-erlesene Schriften«. Der Freund Schmerlings, allbekannt durch



seine hervorragende Mitarbeiterschaft an der Februarverfassung des Jahres 1861, war ein Vetter der musikalisch hochbegabten Caroline Pentheler. Auf ihren Kunstreisen kam die Letztere auch in die Nähe des Olympiers. »Als sie im Jahre 1829 in Weimar war, stand sie mit Goethe in sehr freundlichem Verkehr; sie war damals ein 18jähriges Mädchen; er hat ihr grosse Gunst, Anerkennung und Huld bewiesen; ich hatte Mühe ihr Goethes Worte, die sie noch gut und lebendig inne hat, herauszulocken: auch eine Seltenheit bei dem eitlen Weibergeschlecht«. »In München«, erzählt Pentheler ein andermal, »gab mir Caroline die Medaillen zu sehen, die sie mit den artigsten Begleitworten aus Goethes eigener Hand erhielt. »Nehmen Sie das und wenn ich einmal nicht mehr bin, erlangt es vielleicht für Sie einen Werth in den Erinnerungen, die es Ihnen zurtückrufen soll«. Beide sind in ein rothledernes Etui gefasst. Auf der einen Seite Goethes Kopf, auf der andern die Köpfe des Grossherzogs und der Grossherzogin von Weimar. Die zweite weist Goethes Kopf in sehr erhabener Arbeit; auf der Kehrseite einen Adler mit ausgespannten Flügeln«.

»Goethe ist ein wundervoll schöner Greis mit weissen Locken, keine Falte im Gesichte, überall die kräftige Fülle eines gesunden Alters. Er geht nicht, sondern fährt immer aus und da harret das Volk stundenlang, bis der Goethe erscheint. Eine unendliche Ruhe ist über ihn ausgebreitet: so erzählte mir Caroline«.

»Sie erhielt zuerst von ihm einen Besuch, den sie erwiderte; sie kam dann noch einmal, wie auch er, wobei er dann die Medaillen überbrachte. »Ich kann«, sagte er, »mich nicht erinnern, dass seit Langem etwas solchen Eindruck und solch Vergnügen mir gemacht hätte, wie Ihr Spiel« — und liess sich aus über Musik und Vortrag. Zu Müller hatte er gesagt: er hätte wieder eine jener Künstlerinnen zu hören erwartet, welche die grösste Mühe darauf verwenden, schwere Passagen durchzuführen, denn das sei man von den Virtuosen gewohnt. Allein er habe sich darin getäuscht und seelenvolle, tiefe, gemüthreiche Musik gehört. Goethe hatte in seinem Hause auch einen Flügel; da musste Caroline öfters spielen, einmal ganze drei Viertelstunden lang, indess Goethe dasass, die Rechte in (!) die Brust gelegt und still in sich gekehrt und — schön wie ein Gott. — Im Jahre 1830 wurde in Mailand allgemein an der table d'hôte gespeist; da war denn auch Goethes Sohn und ein Sohn Mozarts und zwischen Beiden musste Caroline Platz nehmen. — »In Wolfgang Goethe ist das Goethegeschlecht in den Himmel gestiegen und hat neben den Göttern Platz genommen: in dem jungen Goethe

ist es wieder herabgefallen. Er ist ein ganz und gar gewöhnlicher Mensch: nicht schön, nicht gescheidt, nicht angenehm und stolz. Auch seine Frau ist ein nicht ungewöhnliches Weib« (s. u.). — Als im Jahre 1832 die Nachricht kam, dass Goethe gestorben sei und ein Fest gefeiert ward, ein Fest der Trauer, sagte Caroline: »Weniges in meinem Leben hat mich so ergriffen, so erschüttert, wie dieses Trauerfest«. — Goethe zeigte Carolinen auch seinen Garten; der ist voll Wässerchen und Cascaden und Laubengängen und einem seltenen Glashaus für exotische Pflanzen.

Im November 1842 schreibt Pentheler über seinen Verkehr mit der Schwiegertochter Goethes: »Den Vorabend meines Namenstages habe ich auf einem Ball zugebracht und zwar in einem Hause, vor dessen Namen jeder Deutsche den Hut abnimmt: Goethe. Es war nämlich der Geburtstag der Enkelin Goethes und der wurde von der Mutter mit einem Ball zu feiern beschlossen. Bekanntermaßen habe ich ungefähr um Ostern vor 2 Jahren, als die Goethe zum erstenmale von Weimar hier war, ihre Bekanntschaft gemacht. Heuer wird sie den ganzen Winter hier zubringen. Der Ball war sehr angenehm, die Gesellschaft nicht gross, aber gewählt, es dauerte bis 1/21 Uhr. Die Frau von Goethe, Wittve des Sohnes des Dichters, ist eine sehr interessante geistreiche Frau, weltgewandt, das versteht sich von selbst, denn in ihrem Hause zu Weimar sind Könige aus- und eingegangen«. (l. c. I. 32--36.)

A. BETTELHEIM.

15. *Zu den Briefen von Goethes Mutter an die Herzogin Amalia. Brief 1.* »Herr Ettlting« besass eine Gemäldesammlung, welche die Herzogin bei ihrer Anwesenheit in Frankfurt besichtigt hatte. Goethe gedenkt seiner im dreizehnten Buch von Dichtung und Wahrheit neben Ehrenreich und Nothnagel und sah die Sammlung mit einem »der schönsten Bilder von van der Neer« 1814 wieder.

*Brief 6.* »Anderson«, d. h. Andrason aus dem Triumph der Empfindsamkeit.

*Brief 33.* »Sebaldus Nothanker« ist ganz unzweifelhaft Fr. Nicolai selbst. Auf der Reise des Jahres 1781 hatte er sich in Goethes Stammbuch eingetragen; auf der Rückreise begleitete ihn Forster von Cassel bis Göttingen (Mercks Briefe I, 308) und Merck gedachte im folgenden Jahr der »Reisebemerkingen« Nicolais (das. III, 191).

*Brief 44.* Unter »Princess Elisabeth« wird die Schwester des frühern Landesherrn der Frau von La Roche, des Kurfürsten von Trier, Klemens Wenzel, die im Jahre 1736 geborne

unvermählt gebliebene Prinzessin Elisabeth von Sachsen zu verstehen sein; die Beziehungen der Frau von La Roche zu der jüngern Schwester derselben, Prinzessin Kunigunde von Sachsen, sind bekannt.

G. V. LOEPER.

16. *Zu den Briefen von Christiane Goethe an Nic. Meyer.*

Ein Theil der von Hirzel (Leipzig 1856) in den »Freundschaftlichen Briefen von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer« herausgegebenen Briefen der Frau Goethe ruht jetzt handschriftlich auf der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Strassburg, nämlich nach der hier beliebten Ordnung Brief 2. 4. 10. 11. Schluss vom 13. Brief, 16. 18. 23. 26. 24. 27. 29. 34. (S. 68 des citirten Buchs.) Das Original weicht bedeutend vom Druck ab. Überall hat sich der Herausgeber Änderungen erlaubt, die öfters gewiss auf Flüchtigkeit beruhen, der grossen Mehrzahl nach aber absichtliche sind, sei es dass sie die wunderbare Orthographie — besser Unorthographie — verbessern, oder dass sie dialektische und veraltete Ausdrücke und Redewendungen ins Schriftdeutsche und zwar ins Schriftdeutsche von 1856 übersetzen. Manchmal hat Hirzel sich gründlich verlesen, z. B. Brief 2, Zeile 7 (S. 68) schreibt er »Landsleute« anstatt »Condessen«, soll heissen »Comtessen«. Im Folgenden soll nur ein grösserer Zusatz und ein ungedruckter Brief gegeben werden.

Der Zusatz gehört zu S. 110, Zeile 7 von oben hinter »glaube«: »Wegen des Geldes wissen Sie recht gut, dass ich es Ihnen nicht aus meiner Casse geben kann, weil ich keine Casse habe; und wie ich mit dem Geheimrath davon gesprochen habe, so bildet er sich ein, dass damals, wie Sie die grosse Landschaft erhalten haben, die ganze Rechnung abgeschlossen sei. Da Sie sowohl als der Geheimrath beide noch die Rechnungen haben werden, so lässt sich ja dieses wohl leicht auseinandersetzen. Wenn Sie glauben, dass es sich so befindet, so schreiben Sie lieber deshalb an den Geheimrath; denn ich habe damals mit der ganzen Rechnung nichts zu thun gehabt. So viel weiss ich aber, dass der Geheimrath gegen mich immer geäussert hat, dass er für den Preis die Landschaft ungern verloren hätte; wie dies Alles aber zusammenhängt, weiss ich nicht und bitte, dass Sie mir dieses Alles nicht übel nehmen: wäre ich selbst vermögend, so würde ich es Ihnen ohne Bedenken gleich überschicken, da ich weiss, dass ich von früheren Zeiten her in so grosser Schuld bei Ihnen stehe«.

In der Strassburger Mappe ist vor diesem Brief ein in jener Sammlung nicht gedruckter eingeklebt, und da er so